

Theodor Ruf

S c h w a n e n r i t t e r

Geschichte(n) einer Grafenfamilie

Aschaffenburg

1994

Copyright by Theodor Ruf. Alle Rechte vorbehalten. Der Text darf nur unter Angabe der Quelle und nur in Auszügen verwendet werden. Nachdruck nicht gestattet.

Inhalt

Weitreichende Heirat

Vom Rhein an die Sinn

Kloster mit Aussicht

Schwanenritter

Kriegslist

Der Anfang vom Ende

Aus und vorbei

Mogelpackungen

Bruderkrieg

Seel - Sorge

Neuer Geist

Schwanengesang

Nachwort

Bilderläuterungen (Bilder nur im nicht mehr erhältlichen Original)

Weitreichende Heirat

Der alternde Graf saß am Kamin. Draußen schneite es. 1095: ein harter Winter. Ob er die richtige Wahl für seine Tochter getroffen hatte? Er befahl, Holz nachzulegen.

Er liebte sie. Aber es ging nicht vorrangig um Eheglück, sondern um die Sicherung seiner Herrschaft. Kein Sohn. Alle waren sie noch als Kinder verstorben. Die eine Tochter. Sein Eigengut konnte er ihr natürlich übertragen. Aber einen Anspruch, seine Lehen zu erhalten, hatte sie genausowenig wie alle anderen Frauen. Nur ein geeigneter Schwiegersohn hätte Chancen. Es würde nicht leicht werden, seine Lehnsherren dazu zu bringen, einer Übertragung zuzustimmen. Manches würde er wohl opfern müssen. Dem Mainzer Erzbischof Ruthard. Dem Würzburger Bischof Emehard. Abt Ruothart von Fulda. Aber er war nicht irgendwer; er besaß Macht, Einfluß.

Er war: Gerhard, Burggraf der Stadt Mainz und Vogt des Erzstiftes. Kaiser Heinrich IV. hatte ihn vor etwa 10 Jahren in diese Position gebracht: Vertreter des Kaisers in einer der wichtigsten Städte des Reiches, nicht viel weniger angesehen als der Erzbischof selbst. Und er hatte seinen Herrn nicht enttäuscht: in all den zahlreichen Konflikten hatte er zu ihm gehalten. Was sich auszahlte. Das Amt hatte ihm Ruhm eingebracht und Besitz, vor allem im Raum um Mainz. Nach wie vor blieben aber die alten Besitzungen am mittleren Main und im Spessart Grundlage seiner Herrschaft. Seitdem ein Teil seiner Familie sich mit Hilfe des Reiches und der von Mainz darangemacht hatte, in Thüringen einen neuen Herrschaftsbereich aufzubauen, konnte er sich auf das alte Familiengut konzentrieren. Seine Brüder Ludwig und Berengar hatten vor ein paar Jahren hier noch das Kloster Schönrain hoch über dem Main gegründet, sich dann aber wieder ihren attraktiveren thüringischen Besitzungen zugewandt. Gerhard war froh darum; es war nicht immer leicht, mit der eigenen Verwandtschaft auszukommen. Ihm blieben wohl noch einige Jahre, und die wollte er nutzen, um seinen Besitz kräftig auszubauen. Dörfer und Leute aufkaufen. Neurodungen vornehmen. Vielleicht würde er auch noch eine neue Burg errichten. Sein jetziger Sitz in Lohr - nun ja, von einer wirklichen Burg, einer, wie sie in letzter Zeit gebaut wurden, konnte man da nicht sprechen. In der Nähe seiner Stadt Gemünden wußte er einen Bergsporn über der Sinn, der ihm geeignet schien. Gerhard ließ seine Tochter rufen

Sie kam mit ihrer Mutter. Beide blond und weißhäutig. Auf dieses Gespräch war sie seit langem vorbereitet, und schweigend hörte sie zu, wie ihr Vater erklärte, wer als Schwiegersohn nicht in Betracht käme: alle Söhne der benachbarten Adelsfamilien. Da gab es genug, die gerne eingeheiratet hätten, die Grumbacher, die Wertheimer, nicht zuletzt die nächste Verwandtschaft: die Henneberger. Was aber wäre das Ergebnis gewesen? Sie hätten sich den reichen Besitz einverleibt, und bald wäre die Erinnerung an Gerhards Geschlecht verschwunden gewesen. Hinzu kam, daß wohl weder Mainz noch Würzburg, und auch Fulda nicht, an der Vermehrung des Besitzes dieser Familien interessiert sein dürfte. Sie würden wohl versuchen, und das Recht stand auf ihrer Seite, möglichst viele Lehen einzubehalten. Sie fürchteten den erstarkenden Adel.

"Wen aber dann?" Gerhard blickte auf diese Frage zu seiner Frau, und sie nickte.

"Ich habe im letzten Jahr einen jungen Grafen kennengelernt, Arnold von Loon. Eine berühmte, wohlhabende Familie, die sich bis auf Kaiser Karl den Großen zurückführt." "Loon? Wo um Himmels willen liegt denn das?" "Weit weg, aber nicht zu weit. Bei Lüttich, im Maasgebiet. Nicht mehr als 10 Tagesreisen." "Und was soll diese Familie ausgerechnet mit unserem Besitz am Main anfangen? Gibt es für die keine bessere Partie? Ist dieser Arnold vielleicht häßlich? Dann geh' ich lieber ins Kloster!" Die Mutter schüttelte den Kopf.

Ausführlich erklärte Gerhard nun, warum ihm der Graf von Loon so geeignet erschien. Er würde seine Nachfolge in Mainz antreten können, dafür hatte er bereits gesorgt. Damit wäre ein Bindeglied zum Maingebiet geschaffen. Der Besitz der Looner sei nicht übermäßig groß, recht zersplittert, und gerade deswegen seien sie daran interessiert, ihn wo auch immer zu erweitern. Arnold würde ganz bestimmt versuchen, die Besitzungen in Franken zu halten und zu vermehren. Dabei würde seiner Tochter ein entscheidender Anteil zukommen: sie kannte sich hier aus, und sie würde ihren Mann sicher gut beraten, könnte fast eine eigene Herrschaft führen. Und er malte ihr aus, wie sie als Frau des Mainzer Burggrafen und Gräfin von Loon sicher weite Reisen unternehmen könnte, viele wichtige Leute kennenlernen würde. Zudem: Arnold sei auch eine durchaus attraktive Erscheinung.

Einige Monate später fand die Tochter das Urteil ihres Vaters bestätigt. Sie wurde verlobt. Gerhard regelte mit seinen Lehnsherren die Besitznachfolge, manche "Geschenke" an Land und Leuten halfen dabei. Häufig arbeitete er in den folgenden Jahren mit seinem

Schwiegersohn zusammen, er bereute die Wahl genausowenig wie seine Tochter. Diese sah er nicht selten, freute sich über seinen Enkel, ebenfalls Arnold genannt.

Als er 1107 starb, wußte er, daß er mit der Heirat seiner Tochter auch sein Lebenswerk gesichert hatte. An der Verbindung zwischen dem alten und dem neuen Grafschaftsbereich, in Mainz, ließ er sich begraben.

Vom Rhein an die Sinn

Sie spielten im Burghof. Vorher hatten sie an diesem Sommertag des Jahres 1179 neugierig das Eintreffen des gesamten Adels der Umgebung beobachtet, der einen wichtigen Verkauf zweier Dörfer an das Hochstift Würzburg bezeugen sollte. Der Vater brauchte wieder einmal Geld.

Gerhard warf zu seinem Bruder Heinrich. Der konnte nicht fangen, der Ball rollte den Hof hinunter, ein Junge hob ihn auf. Er gehörte ins Gefolge Heinrichs von Trimberg.

Sie kamen ins Gespräch, und nicht zum ersten Mal hörten die beiden Grafensöhne die Frage: "Wieso heißt ihr eigentlich ' von Rieneck ' ? Das bedeutet doch Rhein - Eck. Wir sind aber hier an der Sinn, nicht am Rhein. Und warum führt euer Vater auch noch den Namen ' von Loon ' ?

Sie zogen sich in einen ruhigen Winkel zurück, und Gerhard begann zu erzählen. "Also, weißt du, unsere Familiengeschichte ist wirklich ganz schön kompliziert. Paß genau auf: Vor ungefähr 85 Jahren heiratete die Mutter meines Urgroßvaters väterlicherseits den Grafen Arnold von Loon, und seitdem ist unser Geschlecht nicht nur am Main, sondern auch an der Maas beheimatet. Ihr Sohn, mein Urgroßvater Arnold II., heiratete dann eine Tochter des Grafen Otto von Rheineck. Dieser baute, es sind jetzt etwa 50 Jahre her, über dem Rhein bei Breisig eine Burg, die er "Rheineck" nannte; nicht gerade einfallreich, meine ich. Aber er war einer der berühmtesten Grafen seiner Zeit. Sein Sohn, ebenfalls Otto genannt, erhielt sogar durch Kaiser Lothar die Würde des Pfalzgrafen bei Rhein. Aber er hatte Pech. Nach dem Tod Lothars 1137 vergab König Konrad III. die Pfalzgrafschaft in der eigenen Familie; ist ja auch irgendwie verständlich. Erst ein paar Jahre lang an seinen Bruder Heinrich, den du vielleicht unter seinem Beinamen "Jasomirgott" kennst, weil er seine Reden immer mit "Ja so mir Gott" schloß; der wurde dann Markgraf und später Herzog der Ostmark und ist erst vor zwei Jahren verstorben. Nach Heinrich erhielt Hermann von Stahleck, der Schwager des Königs, die Pfalzgrafschaft. Otto der Jüngere war darüber natürlich ziemlich sauer, noch dazu weil der Stahlecker versuchte, teilweise auch Ottos Eigengut als angebliches Amtsgut zu beanspruchen. Otto führte also Krieg gegen Hermann, doch er hatte auch diesmal Pech. Man nahm ihn gefangen und kerkerte ihn auf der Schönburg bei Oberwesel ein. Dort ist er 1148 oder 1149 gestorben, und manche erzählen, Hermann von Stahleck hätte ihn erdrosseln lassen, weil er ihm zu gefährlich war. Zuzutrauen wäre es ihm. Der Vater Otto starb dann gramgebeugt im Jahre 1150, und den Namen "Rheineck" trug nun nur noch die Burg, denn

es gab keine direkten männlichen Nachkommen. Und die Burg wurde von König Konrad 1151 zerstört, um damit den Namen und die mit ihm verbundenen Ansprüche endgültig zu beseitigen. Aber so einfach war die Sache nicht, und jetzt kommt meine Familie mit ins Spiel. Denn mein Großvater Ludwig (sein Vater Arnold II. war schon längst gestorben) war ja ein Enkel Ottos des Älteren und Neffe Ottos des Jüngeren, er erhoffte sich nun einen Teil des Erbes, rechnete sogar damit, selbst vielleicht die Pfalzgrafenwürde zu erlangen. Seine Mutter unterstützte ihn natürlich. Er nannte sich deswegen zusätzlich "von Rheineck". Die Sache brachte uns aber nicht viel, denn die Pfalzgrafschaft ging nach dem Tod des Stahleckers an den Bruder des jetzigen Kaisers Friedrich, an Konrad von Staufeu; er hat sie heute noch inne. Wir behielten aber den Namen, schon aus Trotz, und außerdem konnten wir ihn gut brauchen, weil der fränkische Teil unseres Besitzes sowieso endlich einen eigene Bezeichnung benötigte. Die anderen Adeligen dieser Gegend hatten ja schon längst angefangen, sich nach ihren Burgen oder Städten zu nennen, aber nach unserer größten Stadt hier, nach Lohr, wollten wir uns aus verschiedenen Gründen nicht bezeichnen. Um diese Zeit hatten wir damit begonnen, diese Burg hier zu bauen, und was hätte sich da besser angeboten, als diese "Rheineck" zu nennen, auch wenn sie nur über der Sinn und nicht über dem Rhein liegt. Inzwischen ist die alte Burg auch wieder aufgebaut worden, aber nicht von uns; sie ist jetzt Kölner Besitz. Alles in allem: ich finde, wir dürfen auf unseren Namen recht stolz sein. So, das also ist unsere Familiengeschichte. Hoffentlich kannst du sie dir merken."

Angestrengt hatte der Junge zugehört, und auch Heinrich hatte den Worten seines Bruders gebannt gelauscht. Er kannte all diese Ereignisse zwar, doch immer wieder gefiel es ihm, die Geschichte zu hören. Besonders gerne malte er sich den Tod Ottos von Rheineck recht schaurig aus, und dann dachte er an das Verließ im Bergfried der jetzigen Burg "Rheineck". Ob sein Vater wohl auch so grausam sein könnte wie Hermann von Stahleck? Zimmerlich war er nicht gerade, wenn es darum ging, seine Interessen durchzusetzen.

"Und diese Burg, warum habt ihr die gerade hier gebaut? Sonderlich toll finde ich diese Lage nicht. Wenn ich da an unsere Trimbürg denke, also, ich will dich ja nicht ärgern, aber die liegt wirklich viel besser."

Unwillig mußte Gerhard ihm zustimmen. "Da gebe ich dir ja Recht. Aber wir haben leider nun mal nicht viel Auswahl an geeigneten Bergen in unserem Gebiet. Doch vergiß nicht: hier führt die wichtige Birkenhainer Straße vorbei, die von Frankfurt kommt, und die kontrollieren wir natürlich. Die Zölle bringen uns nicht wenig ein. Und der Weg über Schlüchtern nach Fulda. Neulich war ich dort im Kloster, und da sah ich eine Urkunde aus dem Jahre 800, dem Jahr, in dem Karl der Große Kaiser wurde, und in der war die Rede von

einem Ort, nur ein paar Minuten von hier entfernt, der entweder Vorläufer der jetzigen Siedlung war oder ein eigenes, heute nicht mehr existierendes Dorf: es hieß damals natürlich noch nicht Rieneck, sondern 'Hemmingeshus', wohl nach seinem Gründer Hemming; über den weiß ich aber nichts. Ein Priester namens Waldiperaht, wahrscheinlich einer unserer Vorfahren, schenkte damals einiges Land hier und unfreie Leute an das Kloster Fulda. Die Mönche des heiligen Bonifatius behaupteten, das sei immer noch ihr Besitz. Aber mein Vater hat ihnen bewiesen, daß alles längst zurückgekauft worden ist. Wir wollten hier keine fremden Rechte, als wir mit dem Burgbau begannen. Wir brauchten dringend eine Anlage, die sich wirklich gut verteidigen läßt. So, und nun sieh dir diese Burg einmal genau an, dann wirst du merken, daß sie bestimmt nicht leicht zu nehmen ist. Bei den Mauern. Und wenn die Feinde wirklich eindringen sollten, können wir uns noch in den dicken Turm da, in den Bergfried zurückziehen. Dort gibt es sogar eine ganz tolle Kapelle. Aber ich glaube nicht, daß überhaupt jemand wagt, uns hier anzugreifen. Wir würden hier wohl nur aufgeben, wenn man uns aushungern würde. Vorräte lagern aber immer genug; höchstens könnte die Wasserversorgung schwierig werden.“

Der fremde Junge betrachtete die mächtigen Buckelquader des Hauptturmes und gab sich mit der Antwort zufrieden. Aber er wollte noch mehr wissen: "Und wie geht es mit eurer Grafschaft weiter? Wollt ihr Loon und Rieneck weiterhin in einer Hand lassen? Das muß doch auf die Dauer recht umständlich sein."

Gerhard nickte. "Meine Eltern haben sich da schon Gedanken gemacht. Noch sind wir Kinder ja alle recht jung, aber eines Tages werden wir die Herrschaft sicherlich aufteilen. Mein älterer Bruder Ludwig hält sich schon jetzt meist in Loon auf, und ich, ich werde eines Tages Graf von Rieneck werden." Sein Blick fiel auf Heinrich. "Und was Heinrich und meine drei weiteren Brüder angeht, für die werden wir schon sorgen."

Die drei Jungen spielten weiter. Später liefen sie hinunter an die Sinn und versuchten, einen Schwan zu fangen. Ein fahrender Sänger hatte neulich die Geschichte von Lohengrin erzählt. Kein Schwan wollte jedoch mitspielen.

Kloster mit Aussicht

Zufrieden saß die Äbtissin in ihrem Kloster. In ihrem Kloster. Es war nicht einfach gewesen, dies zu erreichen.

"Andere Mädchen heulen, wenn man ihnen sagt, sie müßten ins Kloster! Und ausgerechnet du willst nun diesen Weg gehen. Warum heiratest du nicht einfach? Haben wir nicht genügend junge Grafen? Du brauchst dich doch nur umzuschauen. Aussuchen könntest du sie dir! Noch dazu, wo du so hübsch bist. Und an der Mitgift soll es auch nicht fehlen. Wir besitzen genug, und du bist meine einzige Tochter."

Es dauerte lange, damals, bis sie ihrem Vater klargemacht hatte, warum sie lieber den Weg ins Kloster als den in eine Ehe nehmen wollte. Sie argumentierte natürlich mit religiösen Gründen, und da ließ sich schwer etwas einwenden. Andere verschwieg sie lieber: sie hatte auch Angst vor einer Ehe. Nicht selten hatte sie es erlebt, daß selbst hochgestellte Herren ihre Frauen nicht viel besser als ihre Pferde behandelten. Gut, bei ihren Eltern war das nicht so, aber trotzdem. Auch wenn jetzt alle Welt dichtete und sogenannte "Minnesänger" das Lob der hohen Frau sangen: die Realität sah häufig doch anders aus. Lieber las sie solche Dichtungen im Kloster, dann wurde sie wenigstens nicht von der Wirklichkeit enttäuscht. Sie würde schon dafür sorgen, möglichst viele Bücher in ihr Kloster zu bekommen, und nicht nur geistliche. Der große Dichter Heinrich von Veldeke stand schließlich in den Diensten ihres Hauses, sie kannte ihn, und er würde ihr sicher behilflich sein. Sie verschwieg aber noch mehr: auch wenn ihr Mann sie gut behandeln würde: sie war als Ehefrau dazu da, Kinder zu bekommen, möglichst viele. Sie dachte an die, welche ihr früh versterben würden, und sie dachte auch an die Risiken, die mit jeder Geburt verbunden waren. Dachte an die vielen jungen Frauen, die sie gekannt hatte und die bei einer Geburt verstorben waren. Selbst mit ihrer Mutter konnte sie über diese Ängste nicht sprechen. Das Kloster schien ihr wirklich der aussichtsreichste Ort zu sein. Für ihren irdischen wie für ihren himmlischen Frieden.

Als der Vater endlich nachgegeben hatte, kam das zweite Problem. "Ich bin froh, daß du dem Weg zugestimmt hast, den ich gehen will. Aber - ich würde gerne in deiner Nähe bleiben, in der Nähe unserer Burg Rieneck. Hier bin ich aufgewachsen, hier kenne ich alle Leute, hier bin ich jemand. Ich möchte nicht in ein fernes Kloster."

Ihr Vater hatte lange geschwiegen. Sie wußte, was er überlegte. Im Bereich um Loon gab es Frauenklöster, sie waren dem gräflichen Haus verbunden: Susteren, Münsterbilsen, weitere

noch. Ihre Tante Agnes war mit Otto von Wittelsbach verheiratet, seit kurzem Herzog von Bayern: sie hätte ihre Nichte sicher auch gut in einem ihrer Klöster unterbringen können, vielleicht in Frauenchiemsee. Aber hier? Wechterswinkel bei Mellrichstadt war das nächstgelegene Kloster, aber dort wäre sie ebenso fremd gewesen wie sonstwo. Der Vater wußte genau, was ihre Worte bedeuteten: er sollte für sie ein eigenes Kloster gründen.

"Nun gut, du hast auch in diesem Punkt gewonnen. Ob ich deine Mitgift einem Schwiegersohn opfere oder damit ein Kloster gründe, bleibt sich gleich. Ein Kloster ist sogar besser, denn es wird in Zukunft sicher noch mehr Töchter unseres Hauses aufnehmen - hoffentlich gehen alle so gerne dorthin wie du. Und alle können dann für mich als Stifter beten. Die Frage ist nur, wo dieses Kloster stehen soll. Schließlich handelt es sich nicht um den Bau eines Hühnerstalls. Aber wie ich dich kenne, hast du dir auch darüber schon Gedanken gemacht."

Eigentlich müßte sie die nun folgende Geschichte aufschreiben, denn es war wirklich abenteuerlich, wie ihr Vater Gerhard II., Graf von Loon und Rieneck, seinen und ihren Plan umsetzte. Ein schön gelegener Ort, nicht zu weit von Rieneck entfernt: Schon lange war ihre Wahl auf das Dörfchen Mopen an der Saale gefallen. Das allerdings war Eigentum der Abtei Fulda. Und es war sehr fraglich, ob dieses Kloster der Gründung eines Frauenklosters zugestimmt hätte; man wollte dort von solchen Einrichtungen nicht viel wissen. Ihr Vater beschloß also, einfach mit dem Bau zu beginnen; mit Fulda würde er sich schon einigen. Auch wollte er die Sache noch nicht an die große Glocke hängen: Vielleicht überlegte es sich seine Tochter doch noch, oder es fanden sich keine Frauen, die mit ihr ins Kloster zogen - dann würde mit einem gescheiterten Projekt dastehen und nur den Spott auszuhalten haben.

Aber es gelang. Nur mußte dann eines Tages, etliche Jahre waren vergangen, die ganze Angelegenheit noch rechtlich und damit schriftlich geregelt werden. Denn ihr Vater hatte auf dem "Hoftag Jesu Christi" im März 1188 das Kreuz genommen, wollte mit Kaiser Friedrich Barbarossa zum 3. Kreuzzug aufbrechen. Zum Glück hatte er dies dann doch nicht getan. Der Kreuzzug war ja ziemlich mißglückt: der Kaiser ertrank 1190 im Fluß Saleph. Der Würzburger Bischof Gottfried starb in Antiochia, und selbst seine rechte Hand, die nach Würzburg gebracht werden sollte, war dem Überbringer verlorengegangen. Poppo von Henneberg starb irgendwo in Syrien. Und Jerusalem wurde auch nicht erobert.

Kurz bevor es aber im Mai 1189 losgegangen war, hatte Gerhard noch versucht, die Sache zu regeln. Er wandte sich an Abt Konrad von Fulda und tauschte Mopen gegen das halbe Dorf

Reichenbuch. Der Abt wußte freilich, um was es ging, spielte aber mit, denn der Tausch war für das Kloster recht vorteilhaft. Damit war die Sache jedoch noch nicht erledigt, denn ihr Vater konnte ja nicht selbst nachträglich als Gründer des illegal errichteten Klosters auftreten. Er "verkaufte" also Mopen schnell an seinen alten Freund Friedrich von Heßlar, der "errichtete" nun das längst vorhandene Kloster und stellte es unter den Schutz der Würzburger Kirche. Somit waren alle Beteiligten zufrieden, und niemand konnte dem Grafen Gerhard offiziell einen Vorwurf machen - und alles sah auch noch wie ein Akt der Bescheidenheit aus. Das Kloster erhielt jetzt auch urkundlich den Namen, den sie ihm schon anfangs gegeben hatte: Schönau. Bischof Gottfried von Würzburg ließ sich aber bei dieser Gelegenheit auch noch den Verkauf der beiden Dörfer Grafenrheinfeld und Röhlein bestätigen, den man 1179 auf Burg Rieneck vorgenommen hatte, denn dieser war bisher nur im Konzept festgehalten worden, und sicher war sicher. Als es dann aber im Mai zum Kreuzzug losging, war ihr Vater doch nicht dabei: im loonischen Teil der Grafschaft waren Kämpfe ausgebrochen, der Graf wurde hier gebraucht.

Jetzt stand aber erneut der Aufbruch bevor. Die Äbtissin seufzte. Im Oktober des letzten Jahres, 1195, hatte der Vater in Gelnhausen nochmals das Kreuz genommen, denn Kaiser Heinrich VI. hatte zu einem weiteren Krieg gegen die Sarazenen aufgerufen, Jerusalem sollte endlich befreit werden. Sie selbst verstand allerdings nicht, warum man sich wegen dieser Stadt, die für drei Religionen von so großer Bedeutung war, nicht friedlich einigen konnte. Aber sie wurde ja auch nicht gefragt. Der Vater wollte jedenfalls Ende des Jahres zusammen mit Erzbischof Konrad von Mainz losziehen. Die Herrschaft Loon hatte er ihrem ältesten Bruder Ludwig anvertraut, den rieneckischen Teil ihrem Bruder Gerhard. Sie würde für den Vater beten, denn sie ahnte nichts Gutes.

Im folgenden Jahr trug sie seinen Namen in das Totengedenkbuch des Klosters ein.

Schwanenritter

Auch wenn es vielfach als nicht ritterlich galt: Ludwig las. Schon als Kind hatte er gerne Geschichten gehört, und seit er es sich leisten konnte, ließ er Bücher für sich abschreiben.

Begonnen hatte diese Leidenschaft, als er zur Erziehung auf der Wartburg, am Hof des thüringischen Landgrafen weilte. Dieser Hof war seit Jahrzehnten ein literarisches Zentrum, viele berühmte Dichter hatten sich hier aufgehalten, unter anderem Heinrich von Veldeke, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach. Nicht zuletzt deswegen hatten ihn seine Eltern für einige Jahre dorthin geschickt, denn die Beschäftigung mit Literatur hatte in seiner Familie Tradition. Alle großen Werke waren auf der Wartburg bekannt, und begeistert hatte der Junge die Erzählungen vom Trojaner Aeneas auf seinem Weg nach Italien verfolgt, war eingetaucht in die Geschichten um Siegfried und die Nibelungen, erlebte die Abenteuer der Ritter von König Artus' Tafelrunde und die Parzivals. Wichtig war ihm aber besonders die Geschichte von Parzivals Sohn Lohengrin: wie er von der Gralsburg aus loszieht, in einem von einem Schwan gezogenen Kahn nach Antwerpen kommt und die bedrängte Gräfin von Brabant heiratet, die ihm aber versprechen muß, ihn nie nach seiner Herkunft zu fragen. "Sie gab ihm ihr Frauenwort, sie wolle seine Mahnung beherzigen und alles tun, was er von ihr verlangte, so lange sie Gott bei klarem Verstand ließe. Leider sollte dieses Versprechen aus übergroßer Liebe gebrochen werden." So hatte Wolfram von Eschenbach am Ende des "Parzival" geschrieben. Sein Interesse an Lohengrin hatte einen guten Grund: seit langem wurde in seiner Familie erzählt, das Geschlecht der Looner stamme von diesem Helden ab. Ludwig glaubte dies nur zu gerne, und deshalb hing er auch sehr an einer Geschichte aus dem Werk des Johannes de Alta Silva, die er früh gehört hatte. Er erinnerte sich:

Eines Tages überrascht ein Edelmann eine schöne Nymphe beim Baden. Er raubt ihre goldene Kette, die sie abgelegt hatte, und damit gewinnt er Macht über sie. Sie aber auch über ihn: denn er verliebt sich in sie. Die beiden heiraten, und ihr Glück wäre vollkommen, gäbe es da nicht die eifersüchtige Mutter des Edelmannes, die immer wieder versucht, die Ehe zu trennen, allerdings vergebens. In Abwesenheit ihres Mannes bringt die Nymphe in einer einzigen Geburt sechs Knaben und ein Mädchen zur Welt, jedes mit einer goldenen Kette um den Hals. Nun sieht die Schwiegermutter ihre Chance. Sie vertauscht die Kinder mit sieben jungen Hunden, diese zeigt sie dem Sohn, der daraufhin befiehlt, seine Frau bis zur Brust im Schloßhof einzugraben. Über ihrem Kopf soll sich das ganze Gesinde nach den

Mahlzeiten die Hände waschen und an ihren Haaren abtrocknen. Die Großmutter befiehlt indessen einem Diener, die Kinder in den Wald zu bringen und zu töten. Dieser läßt sie jedoch aus Mitleid am Leben, und sie werden von einem Einsiedler gefunden und aufgezogen. Sieben Jahre später jagt der Vater im Wald, sieht die Kinder, kann sie aber nicht fangen, und er berichtet zuhause seiner Mutter von dem Erlebnis. Diese erkennt, um wen es sich handeln muß. Sie schickt erneut einen Diener los, und der überrascht die Knaben, als sie in Gestalt von Schwänen im Fluß baden, während ihre Schwester am Ufer auf die sechs Ketten aufpaßt, die ihnen die menschliche Gestalt wiedergeben. Der Diener raubt die Ketten, die Großmutter will aus ihnen einen goldenen Becher verfertigen lassen. Dem Goldschmied gelingt dies aber nicht, denn die Ketten lassen sich nicht schmelzen, nur eine wird beschädigt. Der Goldschmied nimmt daraufhin anderes Gold und bewahrt die Ketten auf. Die Knaben aber fliegen als Schwäne mit ihrer Schwester davon und wählen als Heimstatt einen Teich beim Schloß ihres Vaters. Das Mädchen, wieder in menschlicher Gestalt, bettelt im Schloß um Brot, das sie mit den Schwänen teilt, und sie fühlt sich zu der immer noch im Schloßhof eingegrabenen Mutter hingezogen. Der Vater wird aufmerksam, bemerkt an ihrem Hals die Goldkette, wie seine Frau sie getragen hatte, und er findet die ganze Geschichte heraus. Nun wird seine böse Mutter zur Strafe im Schloßhof eingegraben. Der Goldschmied aber bringt die Ketten, und die Knaben werden zurückverwandelt, bis auf einen, dessen Kette beschädigt worden war.

Er fand diese Geschichte spannend und schön, und der Schluß der Erzählung war für ihn besonders wichtig. Denn es hieß, der nicht zurückverwandelte Junge wäre der Schwan geworden, der Lohengrins Kahn zog, der ihn nach Brabant brachte und wieder abholte, nachdem die Gräfin ihr Versprechen gebrochen hatte. Lohengrins zweiter Sohn Gottfried sei aber später Graf von Loon geworden, so hieß es jedenfalls. Gut, andere Geschlechter behaupteten etwa dasselbe von sich, aber das spielte ja keine Rolle.

Ludwig klappte das Buch zu. Das Erstlingswerk des jungen Dichters Konrad von Würzburg gefiel ihm recht gut. Er würde ihm einen Auftrag geben. Ein Hochzeitsgeschenk für Udelhilt.

Er versank in Erinnerungen. Die letzten Jahrzehnte waren nicht nur für das Reich, sondern auch für sein Haus eine bewegte Zeit gewesen. Barbarossas Sohn Heinrich VI. war schon 1197 gestorben, zehn Jahre Kämpfe um die Nachfolge zwischen Welfen und Staufern folgten. Schließlich war Friedrich II. König und Kaiser geworden; 1250, vor sieben Jahren, war auch er gestorben. Aber er hatte sich meist mehr um Sizilien als um Deutschland gekümmert. Sein Vater Ludwig hatte ihn vielfach unterstützt, doch gute Verbindungen zum

König zahlten sich nicht mehr so aus wie noch in der Generation seines Großvaters oder erst recht in der des Urgroßvaters. Diese verdankten so manchen Besitz ihren guten Beziehungen. Inzwischen hatte sich aber viel geändert. Nur gut, daß sein Großvater Gerhard seine Großmutter geheiratet hatte. Nicht nur, daß sie ihm viele Geschichten erzählt hatte: sie brachte dem Haus Rieneck reichen Besitz an der Tauber ein, da sie die einzige Erbin Sibotos von Zimmern und Lauda war. Dieser Besitzzuwachs hatte es dann auch erleichtert, die alte Herrschaft Loon endgültig von der fränkischen Herrschaft Rieneck zu trennen. Sein Vater Ludwig hatte beide Teile nochmals vereinigt, aber nur notgedrungen. Mit leisem Schauer dachte er an die alten Geschichten: wie der Bruder seines Großvaters, Ludwig von Loon, 1218 vergiftet worden war, wie dessen Bruder und Nachfolger Heinrich drei Tage später das gleiche Schicksal erlitt. Man munkelte, daß der jüngere Bruder Arnold dahintersteckte, der nun Graf von Loon wurde. Beweisen konnte man freilich nichts. Arnold hätte jedenfalls Gründe genug zu einer solchen Tat gehabt: jahrelang hatten ihn seine Brüder als Geisel in England schmoren lassen, nichts hatten sie zu seiner Befreiung unternommen. Und als er endlich zurückkam, weil der englische König Johann gestürzt worden war, hieß es auch nur: abwarten. Wahrscheinlich war ihm die Warterei einfach zu lang geworden. Er konnte sein Glück allerdings nur drei Jahre lang genießen, denn schon 1221 starb er ohne Nachfolger. Es mußte am Hof zu Loon in diesen Jahren wohl recht wild zugegangen sein, denn schon bald hatten die Leute eine Geschichte erzählt, die der Mönch Cäsarius von Heisterbach dann aufgeschrieben hatte.

Ludwig holte seine Abschrift. "Als einige Leute mit ihrem Wagen auf der Straße zwischen Maastricht und Petersheim an der Maas entlangzogen, sahen sie, wie ihnen einer auf einem rabenschwarzen Roß in höchster Geschwindigkeit entgegenritt und mit lauter Stimme ausrief: "Wartet ein wenig, und ihr werdet ein großartiges Turnier sehen, das gleich an dieser Stelle stattfinden wird." Und siehe da, sogleich nahmen sie auf dem anderen Ufer eine große Burg wahr, die sie niemals vorher gesehen hatten. Während sie sie betrachteten und sich aufs höchste über die ihnen als Einheimischen bisher unbekannte Burg wunderten, kam unter heftigem Lärm und Getöse Graf Ludwig von Loon samt seinen vor wenigen Jahren verstorbenen Brüdern Heinrich und Arnold mit ihren Fahnen heraus. Es folgten ihnen berüchtigte Ritter, die durch ihren Dienst für den Teufel bekannt gewesen und zur selben Zeit, in der die genannten Grafen starben, in Turnieren ums Leben gekommen waren."

Ludwig schlug das Buch wieder zu, er wollte die Beschreibung des folgenden Geisterturniers nicht weiterlesen. Er verstand sowieso nicht, was Cäsarius immer gegen Turniere

einzuwenden hatte. Bei seiner Hochzeit sollte jedenfalls auch eines stattfinden, und er würde schon dafür sorgen, daß sein Auftritt unvergeßlich würde.

Loon war also 1221 nochmals seinem Vater zugefallen, doch er hatte die Grafschaft nach wenigen Jahren seinem Bruder Arnold übergeben. Es war wohl besser so, denn hier in Franken gab es genug zu tun. Den Onkel Arnold würde er natürlich auch zur Hochzeit einladen; er verstand sich recht gut mit ihm, und seit der Vater vor über zwanzig Jahren gestorben war, hatte er ihm viel geholfen. Sicher könnte er ihm einige Bücher mitbringen.

Ludwig dachte an den gleichnamigen Vater. Lebhaft erinnerte er sich an dessen Auseinandersetzungen mit dem Stift Aschaffenburg, als es darum ging, ob die Rienecker bei ihrer Burg Partenstein und an anderen Orten im Spessart Neurodungen vornehmen durften. Er war dabeigewesen. Hart hatte der Vater verhandelt, und letztlich auch gewonnen. Es war sein Hauptziel gewesen, den Spessart noch stärker als bisher unter die Kontrolle seines Hauses zu bringen. Im Südwesten des Waldes hatte er die Burg Wildenstein errichten lassen, und in ihrer Nähe, an den Ufern des Fließchens Elsava, hatte er 1232 das Kloster Himmelthal gegründet. Es sollte wenige Jahre später seine Grablege werden. Ludwig verwendete zur Erinnerung an ihn sein Typar, seinen Siegelstempel, weiter. Bis heute. Aber nicht mehr lange.

Seine Gedanken wandten sich der Mutter Adelheid zu. Im vorigen Jahr war sie gestorben, in Himmelthal hatte man auch sie begraben. Sie war es gewesen, die nach Tod des Vaters die Grafschaft zusammengehalten hatte. Was nicht leicht war, denn besonders Bischof Hermann von Würzburg versuchte in diesen Jahren, den Besitz des Hochstifts kräftig zu erweitern. Schon wegen des Erbes im Taubergebiet hatte es Streit gegeben. Und nicht nur die Rienecker hatten unter den Expansionsgelüsten des Bischofs zu leiden. Seine Mutter Adelheid hatte sich zusammen mit ihrem Halbbruder Hermann von Henneberg der Opposition gegen Würzburg angeschlossen, mit wenig Erfolg. Es war Ludwigs erster großer Kriegszug gewesen. Sie hatten in dessen Verlauf das alte und reiche würzburgische Dorf Karlburg angegriffen und niedergebrannt mit dem Ziel, die Besatzung der benachbarten Karlburg herunterzulocken und die leere Burg dann im Handstreich zu nehmen. Doch der Plan hatte nicht funktioniert, und der Bischof stellte harte Friedensbedingungen. Sie mußten halb Gemünden und den Hauptteil des dortigen Burgberges an Würzburg als Lehen auftragen und ihre neben dem Kloster Schönrain strategisch so günstig errichteten Befestigungen schleifen. Ludwig selbst hatte sich mit sechs Rittern an den bischöflichen Hof

begeben müssen, und erst nach einem Jahr war ihm die Rückkehr gestattet worden. Er bereute diese Zeit jedoch nicht, denn er hatte in der Bischofsstadt viel gelernt.

Noch vorher hatte aber seine Mutter den wohl wichtigsten Schritt für den Fortbestand der Grafschaft getan. Albert von Grumbach, im ganzen mainfränkischen Raum begütert, Vogt des Klosters Neustadt am Main, Herr auf Burg Rothenfels, war in noch jungen Jahren gestorben. Adelheid holte seine Witwe und die kaum dreijährige Tochter sofort zu sich - nicht nur aus Freundlichkeit, sondern auch aus kühler Berechnung. Und ihr Plan ging auf. Bald wurde das Mädchen Udelhilt ihm, Ludwig, als Gemahlin versprochen. Sicher, er mußte noch viele Jahre warten. Bis jetzt. Aber es lohnte sich. Der Eigenbesitz der Grumbacher war groß, wichtiger aber noch waren die Lehen. Er hatte sie nicht alle erhalten können, der Würzburger Bischof behielt viel ein oder vergab sie an andere Geschlechter, doch war es ihm vor allem gelungen, Rothenfels und Neustadt mit den Zugehörungen zu erhalten, und damit hatte er eine Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Besitzungen geschaffen. Und die Burg Rothenfels gefiel ihm viel besser als Rieneck, schon wegen ihrer Lage. Hier sollte auch seine Hochzeit gefeiert werden.

Und auch wegen Udelhilt hatte sich das Warten gelohnt. Er hatte sie in all den Jahren wenig gesehen, hatte sie nicht sehen wollen. Daß er zwanzig Jahre älter war als sie: es würde sie wohl nicht stören, er war immer noch jung genug, und Erfolg bei Frauen - bisher hatte er ihn immer gehabt. Udelhilt war jetzt siebzehn. Ihre Mutter hatte sich schon vor Jahren in ein Kloster zurückgezogen, Adelheid hatte ihre Erziehung übernommen, hatte sie auch mit vielen Höfen bekanntgemacht, war weit mit ihr gereist. Udelhilt war eine junge Frau geworden, wie er sie sich erträumt hatte, eine Frau wie aus einem Buch. Sie könnte neben jeder Frau der höfischen Erzählungen bestehen.

Ein Buch würde nun auch eines seiner Hochzeitsgeschenke sein. In ein paar Tagen würde er den Dichter Konrad von Würzburg empfangen und ihm einen Auftrag erteilen: er sollte ihm eine neue Version des "Schwanritters" schreiben. Und er sollte darin am Ende darauf verweisen, daß die Grafen von Rieneck zu Lohengrins Nachkommen zählten. Das Werk würde sicher eine rasche Verbreitung finden, und damit auch der Ruhm seines Hauses. Um aber vor aller Welt zu zeigen, daß er Nachfahre des Schwanritters war, hatte er beschlossen, seine Helmzier zu ändern. Statt des langweiligen und inzwischen auch unmodernen Windrades wollte er einen Schwan führen. Er würde einen jungen Schwan ausstopfen lassen und auf dem Helm befestigen, und bei seinem Hochzeitsturnier wollte er erstmals so

erscheinen. Und er würde sich natürlich auch ein neues Siegel zulegen, das ihn mit dieser Helmzier darstellte. Die Grafen von Rieneck: Schwanenritter.

Kriegslist

"Großvater, erzähl mir eine Geschichte! Bitte! Aber eine, die du wirklich erlebt hast."

"Aber was ich erlebt habe: das sind doch keine Geschichten für Mädchen. Soll ich dir nicht lieber etwas vorsingen?" "Oh nein, lieber nicht. Und außerdem: du weißt ganz genau, daß ich genau so schnell laufen kann wie meine Brüder! Und im Klettern bin ich viel besser! Eines Tages werde ich bestimmt die Mutter eines berühmten Kriegers, und dem will ich doch etwas Spannendes von seinem Urgroßvater erzählen können, von dem, der beinahe König geworden wäre."

"Nun, diese Geschichte kennst du ja schon. Ich bin wirklich froh, daß ich mich damals noch rechtzeitig zurückgezogen habe, auch wenn einige Fürsten durchaus mich als König haben wollten. Sonst wäre es mir vielleicht noch ergangen wie dem Herzog Konrad von Teck, der vor Adolf gewählt worden war, am Tag danach aber mit einem hühnereigroßen Loch im Kopf aufgefunden wurde. Tot natürlich. Bei dieser Wahl von 1292 spielten so viele Interessen mit. Und König Adolf von Nassau hat seine Sache ja bisher recht gut gemacht. Vielleicht wirst du ihn eines Tages kennenlernen. Er ist wirklich ein interessanter Mann, und ..."

"Halt, hör auf, ich will nichts über den König hören, sondern etwas über dich!"

"Ist ja schon gut. Also, fang ich halt mal an. Du weißt ja, daß unser Geschlecht immer versuchte, die Besitzungen besonders im Spessart zu erweitern. Nachdem mein Bruder Ludwig, Gott hab ihn selig, seine Udelhilt geheiratet hatte, beschlossen wir drei Brüder, denn Heinrich war damals auch noch dabei, Nägel mit Köpfen zu machen. Wir trieben Rodungen voran, legten einige neue Burgen an, und wir hofften, daß der Mainzer Erzbischof Werner von Eppstein nicht allzu viel dagegen unternehmen würde. Damit hatten wir uns allerdings verrechnet, wenigstens zum Teil. Denn er fand Hilfe gegen uns, vor allem bei den Hanauern, die ja jetzt - ich muß schon sagen: leider - mit uns verwandt sind."

"Die Geschichte, Großvater, wo bleibt die Geschichte?"

"Bin ja schon fast mittendrin. Viele Kämpfe der damaligen Zeit fanden um unsere Burg Wildenstein statt. Eines Tages wurden wir wieder einmal von den Mainzern belagert. Es war Sommer, und wir hatten leider nicht viele Vorräte. Die Mainzer konnten also absehen, wann

wir uns ergeben mußten. Ihnen ging es gut, denn sie konnten sich aus den Dörfern der Umgebung bestens versorgen. Eines Tages kam nun mein alter Knecht, der Hannes - Jakob von Hobbach, zu mir. Herr Graf, sagte er, wir sind am Ende. Noch zwei Tage, dann sind auch unsere letzten Schlachttiere gegessen, die Kornvorräte sind auch fast alle, das Wasser wird ebenfalls knapp. Ich wußte das alle natürlich und wunderte mich, warum der Hannes - Jakob mir das berichtete. Aber, so fuhr er fort, ich habe eine gute Idee. Neugierig hörte ich ihm zu, und als er erzählt hatte, rief ich alle meine Männer zusammen und trug ihnen den Plan vor."

"Weiter! Was hatte der Hannes - Jakob sich denn ausgedacht?"

"Die Idee war wirklich recht gut. Er holte das letzte Schwein aus dem Stall, warf es nieder und kniete sich darauf, so daß es schrie, als ob es geschlachtet werden sollte. Die Mainzer vor der Burg hörten dies natürlich und dachten nun, daß wir noch Vorräte hätten. Freilich zogen sie deswegen noch lange nicht ab. Aber nach drei Tagen holte der Hannes - Jakob das Schwein wieder heraus, ließ es in den höchsten Tönen quieken, und nach weiteren drei Tagen nochmals, da aber zum letzten Mal, denn nun mußten wir das Schwein wirklich schlachten, denn unseren Gurt hatten wir schon ins letzte Loch geschnallt. Vor der Burg rührte sich aber immer noch nichts. Der Hannes - Jakob ersann nun eine neue List. Er baute sich so etwas wie eine große Trompete, und durch die muhte und blökte er den ganzen Tag lang, so daß die Mainzer denken mußten, wir hätten heimlich bei Nacht einige Stücke Vieh in die Burg geschafft. Dabei besaßen wir nur noch eine einzige magere Kuh, die kaum mehr Milch gab. Doch die brauchten wir dringend, denn die Wasservorräte waren fast erschöpft. Fünf Tage lang ging das so, der Hannes - Jakob war schließlich stockheißer, die Mainzer hatten sich nicht weggerührt, und wir konnten vor Hunger kaum mehr auf den Beinen stehen. Gerade holte ich meinen allerletzten Schinken, unsere Notration, um ihn zu verteilen, dann wäre die Kuh drangekommen, als der Hannes - Jakob zu mir kam."

"Und jetzt hatte er bestimmt die rettende Idee. Denn sonst würdest du ja heute nicht mehr leben und könntest mir keine Geschichte erzählen."

"Stimmt. Sein Plan klang verrückt, aber wir hatten nichts mehr zu verlieren. Wir banden der Kuh den Schinken zwischen die Hörner und trieben sie schnell zum Tor hinaus."

"Wie bitte? Wofür sollte das denn gut sein? Da hattet ihr doch erst recht nichts zu essen!"

"Ich bin ja auch noch nicht fertig. Wir hatten der Kuh auch noch einen Zettel umgebunden, und auf dem stand: So wenig die Kuh den Schinken frißt, so wenig Burg Wildenstein euer ist. Die Mainzer fingen die Kuh natürlich, lasen den Zettel, und ob du es glaubst oder nicht: am nächsten Tag waren sie verschwunden. Ihnen war das Warten zu langweilig und zu teuer geworden, und sie dachten: wenn die es sich leisten können, eine Kuh und einen Schinken zu uns zu schicken, dann müssen sie ja noch Vorräte genug haben. Und so zogen sie lieber ab, und wir waren gerettet. Wenigstens für diesmal."

"Eine prima Geschichte. Und ist sie auch wirklich wahr?"

"Sie ist so wahr, wie eine Geschichte wahr sein kann. Und nun ab ins Bett."

Gerhard IV. von Rieneck verließ seine Enkelin und setzte sich müde in einen Stuhl. Sollte sie diese Geschichte ruhig glauben. Sie mußte ja nicht wissen, wieviel Blut und Tränen der Kampf mit Mainz wirklich gekostet hatte. Nicht nur sein Bruder Heinrich war gefallen. Sie hatten die unruhige Zeit der Jahre nach 1250 ausnutzen wollen, und zuerst schien das Glück sie zu begünstigen. Aber dann hatte sich das Blatt gewendet, besonders seit die Herren von Hanau sich auf die Seite des Mainzer Erzbischofs geschlagen hatten. Schließlich mußten sie in einem Friedensschluß versprechen, auf mainzischem Gebiet keine Burg mehr zu errichten. Aber Pergament war geduldig. Und außerdem fühlten sie sich auch moralisch im Recht: Mainz hatte sie in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr aus angestammten Positionen hinausgedrängt, war selbst immer weiter in den Spessart vorgedrungen: holte man sich nicht nur das, was einem zustand? Letztlich hatten aber die Waffen entschieden, und zwar gegen sie. Natürlich war auch Wildenstein erobert worden. Gut, alles hätte noch schlimmer ausgehen können. Aber es war ihnen klargeworden, wo ihre Grenzen lagen. Dem Ansehen des Geschlechtes hatte der lange Krieg nicht geschadet. Im Gegenteil. vielfach bewunderte man die Rienecker, weil sie es mit dem mächtigen Erzstift aufgenommen hatten. Nicht umsonst hatten ihn vor ein paar Jahren etliche Fürsten zum König gewählt, doch hatte er dann doch verzichtet. Er wollte lieber ruhig schlafen. So, jetzt hatte er sich auch noch selbst eine Gute - Nacht -Geschichte erzählt. Hoffentlich würde er nicht wieder einmal von den Kämpfen im tiefen Spessart träumen.

Der Anfang vom Ende

"Wenn er sie wirklich haben will, dann soll er sie eben haben. Mir reicht es. Was sich unser Vetter Ludwig in den letzten Jahren geleistet hat, geht wirklich auf keine Kuhhaut. Jetzt soll er die Teilung eben haben, vielleicht ist dann wenigstens Ruhe."

Ludwig ritt mit seinem Bruder Heinrich von Lohr nach Rieneck, dort sollte der vorbereitete Vertrag besiegelt werden. Ihr Vetter Ludwig, fünfter rieneckischer Graf dieses Namens, im Unterschied zu seinem Vetter "der Jüngere" oder "von Rothenfels" genannt, war wirklich ein Plage. Spät geboren, verhätschelt erzogen, zumal nachdem sein Bruder Thomas bereits früh verstorben war, fühlte er sich offenbar als Ober - Rienecker, obwohl er auch nicht mehr Besitz hatte als sie. Schon welches Getue er immer um seine Helmzier machte, diesen albernen Schwan. Wahrscheinlich glaubte er wirklich daran, der Nachkomme Lohengrins zu sein. Den Tick hatte er wohl von seinem Vater, der diesen Schwan als Helmzier eingeführt hatte. Da lobten sie sich doch ihre Hörner, die sie als Zier trugen: viel praktischer. Aber selbst die Hanauer, die in die Familie eingeheiratet hatten, hatten den Schwan übernommen und dazu die rieneckischen Farben Rot und Gold. Denen ging es aber nicht um eine Verbindung mit Lohengrin, sondern um die mit Rieneck! Seit Elisabeth, die Schwester Ludwigs des Jüngeren, mit Ulrich von Hanau mehr oder weniger zwangsweise verheiratet worden war, wollten die Hanauer nur eines: erben. Elisabeth und ihre üppige Mitgift waren sozusagen ihre erste Beute gewesen, denn die Hanauer hatten den Erzbischof von Mainz in seinen Kämpfen gegen Rieneck unterstützt, und der Frieden von 1272 hatte die Heirat praktisch erzwungen. Als dann Thomas auch noch wenig mehr als zwei Jahre nach dem Vater plötzlich gestorben war, sah Ulrich von Hanau sein Ziel näherrücken. Er übernahm die Vormundschaft des unmündigen Ludwig, und er beeinflusste ihn ungeheuer. 1296 hatte Ludwig doch glatt alle seine Mainzer Lehen seinem Schwager versprochen, falls er ohne männliche Erben sterben sollte. Ulrich hatte wohl gehofft, daß Ludwig sich bei einem seiner geliebten Turniere den Hals brechen würde. Eigentlich wünschten sie ihm das auch, aber dann wäre ja der Vertrag in Kraft getreten, und das hätte das Haus Rieneck um viel Besitz gebracht. Denn Ludwig hatte zwar geheiratet, doch war seine Ehe mit Anna von Sponheim ohne Kinder geblieben, und vor drei Jahren, 1311, hatte er Anna im Kloster Schönau beerdigt. Bei allen Turnieren mußten sie nun auch noch aufpassen, daß Ludwig nur ja nichts passierte.

Jetzt stand Ludwigs erneute Verheiratung an. Natürlich hatten auch da die Hanauer wieder mitgemischt: sie waren auf die hübsche Witwe Konrads von Öttingen verfallen, die "rein

zufällig" auch noch die Schwägerin Ulrichs II. von Hanau war. Und wegen dieser Heirat wollte Ludwig nun eine endgültige Aufteilung auch der Grafschaftsteile, die bislang als gemeinsames Hausgut galten.

Sie waren in Rieneck angelangt. Ludwig, der von Grumbach her kommen sollte, war noch nicht da, hatte aber schon seinen Schreiber vorgeschickt. Ludwig der Ältere nahm eine der beiden gleichlautenden Urkunden und begann zu lesen.

Besonders interessierte ihn, wie Burg und Stadt Rieneck geteilt werden sollten. "Es soll der oberste Turm dem jungen Grafen alleine gehören, die Kapelle zur Hälfte, bis zu den Zeichen, die daran gemacht worden sind. Der mittlere Turm gehört dem jungen Grafen zur Hälfte in Richtung auf seinen Teil der Burg hin. Der untere Turm gehört dem älteren Grafen und seinem Bruder alleine, dazu die Hälfte der Kapelle und die Hälfte des mittleren Turmes."

Na ja, das war nicht anders zu erwarten gewesen. Daß es nun aber auch noch hieß, sie dürften die einzelnen Teile durch Mauern abtrennen, und Ludwig dürfe ein eigenes Tor und Wege anlegen, fand er reichlich übertrieben. Die Burg war doch eh klein genug. Lächerlich, diese Teilerei. Dann aber ging es weiter: "Es soll auch die Stadt zu Rieneck geteilt werden." Das war schon härter, denn hier ging es um reale Einkünfte an Gut und Geld. "Stadt" war zwar eine etwas hochtrabende Bezeichnung für Rieneck, viel mehr als ein teilweise ummauertes Dorf, wenn auch ein recht großes, war die Siedlung ja eigentlich nicht. Aber für Rothenfels und Gemünden wurden auch diese Bezeichnungen gebraucht, und diese Orte waren auch nicht viel größer. Eigentlich konnte man als "Stadt" nur Lohr bezeichnen, und darauf war Ludwig auch stolz. Was immer der Vetter als Besitzung zählte: mit Lohr konnte es nichts aufnehmen. Nicht umsonst hatte das Geschlecht seit bald hundert Jahren den Ausbau Lohrs vorangetrieben, den Ort am Main zur "Hauptstadt" gemacht. Mit Rieneck verband sich aber das Bewußtsein, daß dies die "Stammburg" war und mit Rothenfels die stärkste Befestigung.

Die Stadt Rieneck wurde also nun entlang der Hauptstraße in ein Ober- und ein Niederteil geteilt, letzteres sollte ihm und seinem Bruder gehören. Ganz genau wurden die Grenzen festgelegt. Eines mußte man Ludwig dem Jüngeren zugestehen: er arbeitete gründlich, und auch bei allen weiteren Teilungen im Raum um Rieneck und um Lohr und Partenstein: alles wurde detailliert beschrieben, um Streitfälle in Zukunft auszuschließen. Gespannt las Ludwig den langen Text bis zum Ende, und dort stieß er endlich auf die Aussage, auf die es ihm besonders ankam: die Lehen, die Rieneck zu vergeben hatte, sollten "ewiglich miteinander

verliehen werden". Also blieb wenigstens noch diese Gemeinsamkeit. Ludwig fragte sich aber, wie lange das "ewiglich" wohl währen würde.

Kaum war er fertig, als sein Vetter, laut wie immer, endlich erschien. Zu verhandeln gab es noch etliches, Hauptpunkt war, daß keiner einen Zoll einrichtete, der dem anderen schadete. Am Ende stellte man auch noch eine weitere Urkunde über diese strittigen Punkte aus; bis Lohr ritten sie gemeinsam zurück, dann zog Ludwig der Jüngere alleine weiter nach Rothenfels. Mochte er den Tag als einen Gewinn buchen: der Ältere fühlte, daß sich der rieneckische Stern langsam neigte.

Aus und vorbei

Er fühlte: es war bald aus und vorbei. Diesmal würde er dem Tod nicht entgehen.

Der alte Graf erhob sich mühsam aus seinem Sessel und blickte über die Dächer von Grünsfeld. Seit langem hatte er sich in diese kleine Stadt zurückgezogen, hatte das geschäftigere Lohr seinem Bruder Gottfried und seinem ehemaligen Schwiegersohn Ludwig überlassen. Gerhard blickte zurück.

"Ludwig ist tot!" War es ein Freudenschrei oder ein Alarmruf? An jenem 3. Juli 1333 wußte das wohl niemand so recht. Aber allen war klar, ihm, seiner Mutter Elisabeth, seinem Onkel Heinrich, daß die Situation nun spannend wurde. Ludwig von Rieneck, Herr zu Rothenfels, war gestorben, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Sie kannten sein Testament: seine Tochter Udelhilt, gerade heiratsfähig, sollte alles erhalten. Und sie wußten, daß die Hanauer dies anfechten würden, weil ihnen Ludwig einst seine Lehen versprochen hatte. Sie wußten auch, daß Mainz und Würzburg nicht einfach tatenlos zusehen würden. Hier lag ihre Chance: wenn die sich alle stritten, konnte am ehesten auch etwas für ihre Linie des Hauses Rieneck herauspringen.

In den folgenden drei Wochen hatten ihre Gegner überraschend schnell gehandelt. Ehe sie sich versahen, waren die Burgen Rieneck, Partenstein, Rothenfels und Gemünden besetzt, und sie hatten nur noch die schlechten Karten. Sie wandten sich daraufhin an Kaiser Ludwig den Bayern, der damals in Würzburg weilte. Der Kaiser konnte und wollte aber keine bestimmte Zusage geben: zu viele waren an dem Spiel beteiligt, mit denen er es sich nicht verscherzen wollte. Und so waren sie damals nur mit einer Urkunde nach Hause gekommen, in welcher der Kaiser Lohr die gleichen Rechte verlieh wie der Reichsstadt Gelnhausen. Viel war das zwar nicht, aber immerhin ein Zeichen, und es sollte ihre Lohrer Bürger motivieren, sich gegebenenfalls verstärkt für die rieneckischen Interessen einzusetzen. Die Lohrer jubelten ein bißchen, aber das änderte auch nichts an den Tatsachen. Auch nicht die Übernahme des Schwans als Helmzier des Gesamthauses. In solchen Fällen half auch kein Lohengrin mehr.

In den folgenden Jahrzehnten war es hin und her gegangen. Kaiser Ludwig hatte sich dann doch noch eingeschaltet, allerdings nur, um seinen eigenen Teil aus dem rieneckischen Kuchen zu schneiden. Gewonnen hatten vor allem die Hanauer: mit Mainz saßen sie nun in Partenstein, und in Rieneck gehörte den beiden das, was Besitz Ludwigs des Jüngeren

gewesen war. Rund die Hälfte der Grafschaft hatten sie verloren, und nur deshalb, weil Ludwig der Jüngere so eigensinnig gewesen war. Immerhin hatte man es aber geschafft, daß Hanau nur einen halben Schwan als Helmzier führen durfte, keinen ganzen. Ludwigs Tochter Udelhilt hatte der Starrsinn ihres Vaters auch wenig genützt; sie hatte ihre Rechte an Gemünden und Rothenfels an den Kaiser verkauft, und der stritt sich dann deswegen jahrelang mit dem Bischof von Würzburg.

Insgesamt gesehen durfte Gerhard aber halbwegs zufrieden sein: die Erbaueinandersetzungen hätten noch viel schlimmer ausgehen können. Und was ein echter Rienecker ist, der gibt nie auf. Der alte Graf lachte zufrieden. Vor etlichen Wochen hatte Ludwig, der jetzt in Lohr regierte, Partenstein kurzerhand angegriffen und die fast unbesetzte Burg ohne Gegenwehr eingenommen. Der Hanauer hatte getobt: unritterlich sei das, der Rienecker sei nicht besser als ein Strauchdieb, man könne doch nicht einfach angreifen, sondern müsse die Fehde ordentlich ankündigen. Woraufhin Ludwig den Fehdebrief vorwies, den er zwei Stunden vor Mitternacht am Palmsonntag ausgestellt hatte. Der Überfall hatte aber noch in der gleichen Nacht stattgefunden. Wo stand aber, wie lange man warten mußte? Und außerdem: die Hanauer hätten ihm und seinen Eltern so viel Unrecht zugefügt, daß er sein Vorgehen für gerechtfertigt halte.

Ob er das Ende dieser neuerlichen Auseinandersetzung noch erleben würde? Er rechnete nicht damit.

Er wollte an angenehmere Dinge denken als an diese ewigen Streitereien, bei denen dann doch nicht viel herauskam. An Imagina von Bickenbach, an "Mene", wie sie meist genannt wurde. Vierzehn Jahre war sie nun schon tot, und bald würde er ihr nachfolgen. Sie war ihm in über 30 Jahren mehr als nur eine Ehefrau gewesen: bei vielen Geschäften hatte er sie um Rat gefragt, und ihr Rat war fast immer ein guter gewesen. Und er dachte an ihre Kinder. Margarethe, die älteste, hatten sie mit Graf Johann von Wertheim verheiratet. Er hatte sich damals bei Margarethes Geburt sehr über das Kind gefreut, auch wenn ihm ein Sohn lieber gewesen wäre. Aber er hatte ja noch auf weitere Kinder gehofft. Sie wurden auch schnell aufeinander geboren, doch von Geburt zu Geburt fiel es ihm schwerer, seine Enttäuschung zu verbergen. Sicher, er liebte alle seine sechs Töchter, er liebte sie auch gleichermaßen, aber es blieb eine Trauer: er wollte seinen Besitz einem Sohn übergeben. Als vier seiner Töchter, Anna und Husa, die jetzt schon gestorben waren, und Mene und Adelheid ins Kloster gingen, war er darüber nur wenig glücklich. Gut, sie wollten es so, die Zeiten waren schlecht, und auch wenn er den Klöstern nicht wenige Einkünfte schenkte, so ersparte er sich doch die

Mitgift, dazu eventuell unliebsame Schwiegersöhne und weitere Erbteilungen. Aber ein Grund für ihren Entschluß war wohl auch gewesen, daß die Blattern sie schwer gezeichnet hatten. Dankbarkeit, denn sie hätten auch sterben können. Und Flucht zugleich. Ihre beiden Schwestern hatte die Krankheit verschont.

Zuletzt war ihm nur Elisabeth geblieben, und sie bestimmte er dazu, Besitz und Namen weiterzutragen. Er verheiratete sie mit dem ältesten Sohn seines Vetters Johann, mit Ludwig VI. von Rieneck. So würden die beiden rieneckischen Linien wieder zusammengeführt werden, so gäbe es wieder ein einheitliches Haus. Das Schicksal entschied gnadenlos anders: Elisabeth war bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben, und das Kind, ein Sohn, dazu. Doch nochmals hatte er einen Versuch unternommen, um seinen Stamm zu erhalten. Er überredete seinen Bruder Gottfried, den geistlichen Stand zu verlassen und zusammen mit ihm zu regieren. Nur sehr zögernd hatte dieser zugestimmt, denn als Würzburger Domherr und Propst des Neumünsters mangelte es ihm an nichts. Noch nicht einmal an Frauen. Vor jetzt zehn Jahren hatte er widerwillig nachgegeben und dann Anna von Falkenstein geheiratet, doch es war wie eine Strafe des Himmels: Kinder blieben aus.

Vor drei Jahren hatte er dann zusammen mit Gottfried einen Vertrag mit Ludwig geschlossen: er sollte ihre Eigengüter und Lehen erhalten, wenn sie ohne Erben sterben würden. Der Mainzer Erzbischof weigerte sich zuerst, dem zuzustimmen, hatte dann aber doch nachgegeben. Nicht umsonst freilich. Aber es war den Preis wert.

Jetzt ging es also ans Sterben. Gerhard hoffte, daß der Herr im Himmel ihm wenigstens die Tat gut anrechnen würde, die vielleicht die beste seines langen Lebens war: er hatte 1363 in Lohr ein Spital gestiftet. Wenn nichts von ihm selbst blieb: diese Stiftung würde ihn überdauern.

Mene war damals zu ihm gekommen:

"Emma ist heute morgen die Treppe hinuntergefallen!"

"Lieber Himmel! Ist ihr viel passiert?"

"Wie man's nimmt. Ihre rechte Hüfte ist gebrochen. Ich habe sie natürlich gleich versorgen lassen. In ihrem Alter wird der Bruch aber nur schwer heilen. Ich glaube nicht, daß sie sich jemals wieder richtig bewegen kann."

"Sie bleibt natürlich hier bei uns im Schloß, und wir werden uns um sie kümmern. Sie war es, die mich großgezogen hat, und ich schicke sie nicht zu ihrem Bruder und ihrer Schwägerin. Wer weiß, wie die sie behandeln werden."

"Ich habe mir schon gedacht, daß du das so möchtest, und eine Stube herrichten lassen. Aber du sprichst einen wichtigen Punkt an. Schau, ich komme ja viel in den Häusern der Stadt umher, und ich erlebe mit, wie es dort so zugeht. Viele Familien kümmern sich wirklich liebevoll um die Kranken und um die Alten. So gehört es sich ja auch. Aber was glaubst du, was ich manchmal schon mitansehen muß. Wie viele alte, gebrechliche Leute in irgendeinen Winkel abgeschoben werden, in der Hoffnung, daß sie endlich sterben. Es ist nicht immer böser Wille der Leute; sie haben ja oft keinen Platz, und an Geld fehlt' s auch häufig."

"Das ist mir nicht gerade neu, und das war wohl schon immer so. Vielleicht ist es in den letzten Jahren schlimmer geworden, denn die Stadt wächst ja. Aber was soll ich tun? Ich kann doch nicht alle Alten und Kranken hier in der Burg aufnehmen!"

"Nein, freilich nicht. Aber wir könnten das tun, was in anderen Städten schon seit vielen Jahren üblich ist: wir sollten endlich ein Spital errichten. Das Siechenhaus unten an der Lohr ist ja nur für Leute mit ansteckenden Krankheiten. Allen können wir damit zwar auch nicht helfen, aber wenigstens einigen."

Natürlich hatte er zugestimmt. Aus Überzeugung, und außerdem: zu einer richtigen Stadt gehörte auch ein Spital. Mene und er schenkten das Grundstück am Oberen Tor, sie bezahlten die Baukosten, sie versahen das Spital mit genügend jährlichen Einkünften. Und sie ließen auch gleich eine Kirche anfügen, die nicht nur der Bevölkerung als zweite Kirche neben der Pfarrkirche diente, sondern auch ihm und Mene selbst: bei allen dort gelesenen Messen wurde ihrer als Spitalstifter gedacht. Außerdem hatte der dortige Kaplan auch noch die Aufgabe, einmal pro Woche im der kleinen Burgkapelle eine Messe zu feiern. Das war vor allem bei schlechtem Wetter sehr praktisch.

Der Graf schloß die Augen. Nicht mehr lange, dann würde er wissen, was sein Leben wert gewesen war. Den Auftrag für ein schönes Grabmal wollte er bald erteilen. Man wußte ja nie, was man von seinen Erben zu erwarten hatte.

Mogelpackungen

Graf Ludwig VI. las den Brief, dann ließ er die Leute holen und hörte sich ihre Geschichte an.

"Los, binde endlich zusammen. Es wird schon gutgehen."

„Du weißt doch, daß sie seit dem letzten Jahr besonders streng kontrollieren. Wenn sie uns erwischen, dann ist es deine Schuld. Ich werde jedenfalls nichts zahlen."

"In Ordnung, ich werde es auf meine Kappe nehmen. Mach jetzt endlich weiter."

Sie banden die großen Holzbündel zusammen. Von außen sahen sie gut aus: große Buchen- und Eichenholzpfähle, sauber, glatt und in der richtigen Länge. Auch wenn man sich die Bündel von oben und unten besah, machten sie einen soliden Eindruck. Sie luden sie auf ihren Karren und brachten sie nach und nach an den Main. Sie verkauften Holz zum Gebrauch in den Gärten und Weinbergen, für Zäune, auch als Bauholz, zum Beispiel für Flechtwände, und diesmal hatten sie einen Großauftrag.

Mühsam treidelten sie den großen Kahn in den nächsten Tagen nach Würzburg.

Ihr Käufer wartete schon. Er besah sich die Bündel, ließ drei öffnen, war zufrieden. Als sie gerade mit dem Transport beginnen wollten, erschien der Marktaufseher.

"Ihr kommt woher?" "Aus Lohr, würdiger Herr." "Dann seid ihr Leute des Grafen von Rieneck?" "So ist es." "Mit solchen Leuten haben wir in den letzten Jahren schlechte Erfahrungen gemacht," sagte der Aufseher, zu dem Käufer gewandt. "Aber ich habe die Ware kontrolliert. Sie ist in Ordnung." "Na, wartet mal ab. Ihr, schnürt auch noch dieses Bündel auf." Sie folgten dem Befehl; zum Vorschein kamen wieder lauter schöne, gleichmäßige Pfähle. "Dieses hier auch noch!" "Aber, Herr, warum denn? Ihr seht doch, daß unser Holz gut ist." Vergeblich; zögernd öffneten sie die Schnüre, hofften, der Aufseher würde doch noch weggehen. "Hab ich mir doch gedacht. Los, die anderen auch noch öffnen und dann mitkommen. Und Ihr, Herr, geht am besten auch gleich mit. Sie hätten Euch ganz schön betrogen. Sie wären fort gewesen, und Ihr hättet das Nachsehen gehabt. Denn nachträglich hättet Ihr schwer etwas beweisen können."

Sie wurden vor einen der Bürgermeister geführt. "Diese Leute hier haben auf dem Markt schlechtes Holz verkauft. Von außen sahen die Pfahlbündel gut aus, aber in einige haben sie innen dünnes Holz gemischt, zu kurze Pfähle, sogar alte Zaunlatten und Weichholz. Es sind wieder Leute des Grafen von Rieneck, so wie die, die wir letztes Jahr erwischten." Der Bürgermeister wußte Bescheid, er hatte die Sache damals verhandelt. Nicht sie waren die Verkäufer gewesen, aber andere aus ihrer Sippe. "Wir hatten eurem Herrn doch damals geschrieben, er solle euch ein Maß anfertigen lassen, damit ihr wißt, welche Länge und Stärke wir hier in Würzburg für ordentliche Ware fordern. Hat er das nicht getan?" Sie mußten bestätigen, daß diese Forderung erfüllt worden war. Am Lohrer Rathaus, ebenso in Rieneck, konnte man das Holzmaß nehmen. Aber sie bemühten sich zu erklären, warum sie den Betrug versucht hatten. Sie waren arme "Schiffleute", so nannte man sie, durften keinen anderen Beruf ausüben, ihr einziger Verdienst bestand darin, Pfahlholz, Brennholz, auch Holzkohlen aufzukaufen und anderswo zu verkaufen. Die Arbeit war schwer, das Verkaufsrisiko meist hoch. Nicht selten blieben sie auf ihrem Holz sitzen. Das Holz gehörte aber dem Grafen von Rieneck, der es in Lohr und auch in anderen Orten zum freien Verkauf anbot. Nun waren sie nicht die einzigen, die im Holzhandel tätig waren, mehr und mehr schalteten sich etliche Bürger ein, die über mehr Freiheiten und wesentlich mehr Kapital verfügten als sie selbst. Häufig kauften sie ihnen die Pfähle vor der Nase weg, weil sie mehr bieten konnten. So auch diesmal, und sie hatten weniger kaufen können, als dem Auftrag entsprach. Darum packten sie so, daß die Bündel von außen weit besser aussahen als sie wirklich waren.

"Es ist nicht allein eure Schuld. Euer Herr darf nicht dulden, daß sich jeder in euer Geschäft einmischt. Und zumindest müßte er beim Verladen aufpassen. Die Strafe müßt allerdings ihr zahlen, nicht er. Wir werden ihm jedoch nochmals schreiben. Vielleicht ändert sich dann etwas. Letztlich schadet er nur sich selbst, denn wenn so etwas nochmals vorkommt, dann werden wir allen Leuten des Grafen von Rieneck verbieten, hier auf dem Markt irgend etwas zu verkaufen." Die Strafe war zwar noch gnädig, aber trotzdem hoch, und sie bezahlten sie natürlich gemeinsam.

"Ihr werdet viele Pfähle verkaufen müssen. Gute Pfähle diesmal. Ich werde meinen Teil dazu beitragen, daß so etwas nicht wieder vorkommt. Aber ich will nicht, daß ihr allein diesen Handel betreibt. Ich will ihn ausdehnen, und das würde wahrscheinlich eure Kräfte sowieso übersteigen. Es ist mir aber klar, daß ihr mehr als andere auf den Holzhandel angewiesen seid. Deshalb gewähre ich euch auf das Pfahlholz ein Vorkaufsrecht vor anderen Bürgern. Kommt mit in die Schreiberei, ich werde euch einen entsprechenden Brief ausstellen lassen."

Ludwig von Rieneck erhob sich und ging voran. Mit dem Namen Rieneck sollten sich keine Betrügereien verbinden. Ein Schwan mußte stolz sein.

Bruderkrieg

Es sollte nun endlich ein Schlußstrich gezogen werden. So wie bisher konnte es einfach nicht weitergehen.

Er traf seinen Bruder auf Burg Rieneck. Vielleicht würde der Ort, der sich mit dem Namen ihres Geschlechtes verband, einen glücklichen Einfluß ausüben. Der Name war eigentlich alles, was ihnen noch gemeinsam war. Und nicht nur der Geschlechtername. Beide hießen sie Philipp, der eine nannte sich "der Ältere", er "der Jüngere". Ihre Eltern hatten ihnen immer wieder erklärt: es sollte dies ein Zeichen dafür sein, daß sie sich wie eine Einheit fühlen sollten, daß nichts zwischen ihnen stand. Das war allerdings ganz schön schiefgegangen. Ihr Vater Thomas II. war schon gestorben, als sie noch Kinder waren, die Mutter Katharina hatte bald darauf wieder geheiratet und sie mehr oder weniger alleingelassen. Die Lehen von Mainz empfangen sie 1442 noch gemeinsam, aber da hatte er schon in Erfurt studiert, später in Leipzig, und er hatte Gefallen an der weiten Welt gefunden. Was sollte er mit seinem Bruder eine Grafschaft regieren, die kaum groß genug war, einen allein standesgemäß zu versorgen. Das Leben wurde immer teurer, die Einkünfte wuchsen nicht gleichermaßen mit, waren zudem immer unsicher. Er bevorzugte es, mit einer guten Rente ausgestattet als Domherr in Würzburg und Mainz zu leben und nebenbei noch die Einkünfte als Pfarrer in Grünsfeld zu genießen. Den Gottesdienst dort ließ er durch einen von ihm schlecht bezahlten Priester halten. Schließlich war das so üblich.

Lange Jahre ging das gut. Aber dann hatte wieder das Schicksal zugeschlagen, nicht zum ersten Mal in dieser Form. Fast schien es ihm, als sei das Haus Rieneck von einem Fluch verfolgt, was die Nachkommenschaft anging. Sein Bruder hatte mit Amalia von Pfalz - Mosbach nur ein Kind, eine Tochter, Dorothea. Doch er wollte, daß der Name "Rieneck" weitergeführt würde. 1454 hatte er mit ihm einen Vertrag geschlossen, aufgrund dessen er wieder weltlich geworden war. Es war ihm nicht leicht gefallen, denn auch wenn er als Domherr eher Politiker als Priester war: er war auch Priester. Gewesen. Und sein Bruder hatte sich zudem noch eine Gemeinheit einfallen lassen: erst wenn er innerhalb von acht Jahren immer noch keine Söhne hätte, dürfe er, der Jüngere, heiraten. Wenn seine Frau in dieser Zeit sterbe, würde er allerdings nicht wieder heiraten. Ob Amalia sich darüber gefreut hatte? Philipp den Jüngeren hatte dieser Handel eigentlich angewidert, und bis heute verstand er eigentlich nicht recht, warum er sich auf ihn eingelassen hatte. Das Geschwätz seines Bruders hatte ihn wohl betört: der Name muß weiterleben! Der Schwan darf nicht sterben! Wir sind die Nachkommen Lohengrins, das weißt du doch! Wir sind nicht irgendein

beliebiges Grafengeschlecht, wir zählen zu den angesehensten des Reiches. Stimmt zwar, aber Reichtum bedeutete das noch lange nicht. Wir sind Erbkämmerer des Erzstiftes Mainz! Schon als Kind habe ich bei der Weihe Erzbischof Theoderichs zwei goldene Schlüssel getragen. Wir waren auch Erbtruchsesses des Hochstifts Würzburg, und, das darfst du nie vergessen: wir gehören zu den vier Burggrafen des Heiligen Römischen Reiches. Als ob das von Belang wäre. Viel mehr als eine Spielerei bedeutete dieses seltsame System doch gar nicht, diese fiktive Hierarchie der jeweils vier Ständevertreter des Reiches, der Herzöge, Land- und Markgrafen, der Burggrafen, Grafen und Freiherren, der Reichsstädte und Reichsdörfer. Es war nicht viel mehr Schall und Rauch, bedeutete keine wirkliche Macht, aber, nun gut, angeben konnte man mit dieser Spielerei wenigstens. In dieser seltsamen Zeit war offenbar sowieso alles möglich. Also hatte er sich breitschlagen lassen.

Zuerst hatten sie einen gemeinsamen Haushalt geführt, wirklich wie ein Herz und eine Seele gemeinsam alle Geschäfte erledigt. Aber er war es schnell müde geworden, daß der ältere Bruder alles besser wußte - zumal dies auch den Tatsachen entsprach. Also setzte er es durch, daß die Grafschaft geteilt wurde. Damit waren die Konflikte jedoch erst recht losgegangen. Er war eben keine Krämerseele wie sein Bruder, der über jeden Malter Korneinkünfte Bescheid wußte und seine Besitzungen genauestens aufzählen konnte. Er liebte es immer noch, Reisen zu unternehmen und die alten Kontakte zu pflegen. Seine Leute nutzten das freilich weidlich aus, und von Jahr zu Jahr sanken die Einkünfte. Der Bruder hatte 1460 die Notbremse gezogen und die gemeinsame Regierung wiederhergestellt, wobei er ihm versprach, er dürfe heiraten wann immer er wolle. Natürlich ließ er sich das nicht zweimal sagen, und er hatte schon ausgewählt: kurz darauf heiratete er Margarethe von Eppstein - Königstein. Es wurde eine riesige Hochzeit; sein Bruder hatte ihm zur Tischdekoration sogar einen Schwan mit einem vergoldeten Schnabel geschenkt. Ein eßbarer Schwan wäre ihm fast lieber gewesen; allerdings: meistens waren diese Viecher zäh. Eine Tochter, Anna, hatte Margarethe ihm geboren, und im Herbst dieses Jahres erwartete sie ein weiteres Kind. Hoffentlich war es diesmal ein Sohn.

Die Konflikte waren aber trotzdem weitergegangen. Jedes Jahr rechnete ihm sein Bruder vor, daß er eigentlich aus seinen Besitzungen mehr Einkünfte herausholen müßte, und seine, des Älteren, Ausgleichszahlungen folglich überhöht seien. Wo lasse er denn das Geld? Offenbar sei seine Rechnungsführung völlig unzuverlässig. Es könne so doch wirklich nicht weitergehen.

Womit er recht hatte. Vor etwa drei Wochen hatten sie die grundsätzlichen Dinge geregelt, heute nun, am 1. April 1463, sollten die letzten Einzelheiten besprochen werden, dann mußte endgültig Schluß sein.

Sie trafen sich in der Hofstube. Die Begrüßung verlief förmlich, doch bei einem Becher Wein kam man dann doch in ein gutes Gespräch. Die Atmosphäre der alten Burg tat Wirkung. Sie betrachteten die Bilder ihrer Vorfahren, sprachen dabei über einzelne Episoden ihrer Hausgeschichte, sie erinnerten sich an ihre Kindheit. Freilich war bei diesen Gesprächen immer klar, daß sie auch dazu dienten, die letzten Verhandlungen hinauszuschieben. Endlich begann der ältere. "Also, hör zu. Ich habe durch meine Leute genaueste Ausstellungen anfertigen lassen, und ich habe alles berücksichtigt, was du in den letzten Jahren vorgebracht hast. Bis zu einem gewissen Punkt kann ich dich auch verstehen. Du rechnest damit, daß der Name Rieneck durch deine Familie weitergetragen wird, und ich hoffe es. Ich hoffe es sogar sehr. Folglich kann ich auch akzeptieren, daß du vor allem Lohr haben willst. Es soll so sein. Dazu: Rieneck. Auch wenn es mir besonders schwer fällt. Kurz gesagt: du sollst alles haben, was im Norden unseres Herrschaftsgebietes liegt, und ich nehme den Süden mit Lauda und Grünsfeld, und auch mit Wildenstein." Das war, was er gewollt hatte. "Es ist mir recht, denn nur so habe ich ein einigermaßen geschlossenes Gebiet. Du weißt aber genau, daß dein Teil viel mehr wert ist als der meine; du hast viel mehr Einkünfte. Und außerdem ist deiner fast gänzlich Eigenbesitz, meiner aber hauptsächlich Lehen von Mainz." "Und du weißt ganz genau, daß es seit langem herzlich wenig Unterschied macht, ob etwas Lehen oder Eigen ist. Denkst du vielleicht, der Mainzer würde dir jemals die Lehen verweigern? Aber du hast recht: ich werde dir den Wert, den mein Teil über deinem legt, auszahlen. Einmalig, und dann ist Schluß." "Und was ist mit all dem, was wir an fahrender Habe besitzen? Was geschieht mit dem Hausrat, den Waffen, dem eingelagerten Getreide, dem Vieh, dem Wein?" "Keine Frage; wir werden es teilen, du suchst dir zwei Leute aus, ich mir zwei, und die sollen die Teilung so durchführen, daß niemand benachteiligt wird." "Auch dem stimme ich zu. Und nun noch die letzte und entscheidende Frage: die bisherigen Verträge bestimmen, daß dein Besitz an meine Linie übergeht, wenn du keinen männlichen Erben hast. Den hast du nicht, und daran wird sich wohl auch nichts mehr ändern. Dorothea ist aber in dem Alter, in dem sie heiraten kann. Wirst du die Verträge auch künftig anerkennen? Oder wirst du vielleicht eines Tages doch alles an deine Tochter bzw. deinen Schwiegersohn übergeben?"

Der Ältere zögerte lange mit seiner Antwort. "Ich habe vor, die Verträge zu halten. Ich will, daß es wieder eine große Grafschaft Rieneck gibt. Aber ich weiß nicht, was die nächsten

Jahre bringen werden. Mehr als meinen guten Willen kann ich dir nicht anbieten. Er wird dir nicht genügen, aber es wird dir auch klar sein: ich kann in diesen Dingen nicht mehr versprechen. Ich muß auch an meine Tochter denken. Dorothea hat ihren eigenen Kopf; einen recht harten."

Philipp der Jüngere hatte auch nicht mehr erwartet. Er hatte es nur hören wollen. Ihm war klar, daß er mit der schlimmstmöglichen Wendung rechnen mußte. Aber heute war nicht mehr zu erreichen.

Eher beklemmt als zufrieden schieden sie voneinander. Die Karten waren verteilt, das Spiel konnte beginnen.

Seel - Sorge

Immer mühsamer wurde es für ihn, ein Pferd zu besteigen. Bald würde er nur noch in einer Kutsche umherfahren können. Die Gicht plagte ihn. Er hatte aber auch keine Lust, liebgewordene Eß - und Trinkgewohnheiten zu ändern.

Graf Philipp III. ritt zum Oberen Tor hinaus. Es war kalt an diesem letzten Tag des Jahres 1543. Aber der Graf wollte umherreiten und in Ruhe über manches nachdenken. Für gegen Abend wurde der neue Pfarrer erwartet. Johann Konrad Ulmer.

Philipp ließ die bald vierzig Jahre seines Lebens vorbeiziehen. Seine Eltern waren kurz nacheinander gestorben, als er gerade vierzehn war. Alt genug, um die Grafschaft zu übernehmen, und doch zu jung, ein Kind eigentlich noch. Das einzige Kind von Reinhard und Agnes. Die Brüder seines Vaters, Thomas und Johann, hatten ihm vielfach geholfen, aber sie waren Domherren, lebten in Köln und Würzburg. Die Eltern ersetzte ihm am ehesten seine Tante Amalia, Gräfin von Isenburg zu Büdingen. Sein drei Jahre älterer Vetter Anton war ihm zum besten Freund geworden.

Es war schwer für ihn gewesen, Freunde zu finden. Er war immer etwas eigenbrödlerisch, bis heute war das so. Er war auch nicht sonderlich gutaussehend. Die schöne Margarethe von Erbach hatte ihn aber trotzdem genommen. Richtig neumodisch war es damals zugegangen: ihre Eltern hatten sie tatsächlich gefragt, ob er ihr gefalle, denn sie wollten sie auf keinen Fall zur Heirat drängen. Früher hatte man kein Mädchen nach seiner Meinung gefragt, noch nicht einmal danach, ob sie überhaupt heiraten wollten. Andererseits: er war nicht irgendwer, und manchmal, wenn sie stritten, erinnerte er sie scherzhaft daran, daß er die Auswahl unter 22 hochadeligen jungen Damen gehabt hatte.

Margarethe verstand ihn wenigstens. Sie unterstützte ihn in seinen Kämpfen. Kämpfen auf dem Papier, denn die Zeit der Fehden, wie sie noch sein draufgängerischer Vater geführt hatte, war vorbei, und er verspürte auch gar keine Lust, irgendwo den Helden zu spielen. Ja ja, der Schwan Lohengrins. Wer interessierte sich heutzutage noch für Lohengrin. Eine neue Welt war entdeckt worden, die Religion war dabei, sich zu erneuern, das waren die Themen der Zeit. Rittergeschichten wollte fast niemand mehr hören.

Also nur ein Papierkrieg. Ihn führte er aber mit Ausdauer. Erstens hatte er nichts zu verlieren, und zweitens konnte er jede noch so geringe Einkunft gut gebrauchen. Es gab genug zu tun, an allen Ecken und Enden mußte ausgebessert werden, und man wollte ja zumindest standesgemäß leben. Außerdem hatte er das alte Kloster Schönrain aufgekauft, das im Bauernkrieg 1525 zerstört worden war, und baute es zu einem kleinen Schloß um. Er hatte es allerdings von Würzburg zu Lehen nehmen müssen. Und er wollte alle seine Besitzungen zusammenhalten, nichts, aber auch gar nichts verschenken. Denn seitdem der Bruder seines Großvaters, Philipp der Ältere, unter Mißachtung aller Verträge seinen Teil der Grafschaft an seinen Schwiegersohn, den Landgrafen von Leuchtenberg, gegeben hatte, war es mit der alten Herrlichkeit sowieso vorbei. Er beschäftigte sich häufig mit der Geschichte seines Geschlechtes, bedauerte dabei, daß so viele wichtige Dinge offenbar nicht rechtzeitig aufgezeichnet worden waren, staunte immer wieder über das, was seine Ahnen einst alles besessen und erreicht hatten. Er hatte versucht, Ordnung in das Archiv zu bringen, hatte die Urkunden abschreiben lassen, demnächst würde er wohl eine Generalinventur durchführen. Den künftigen Generationen sollte möglichst viel erhalten bleiben.

Den künftigen Generationen. Wer würde sich wohl eines Tages noch an die Grafen von Rieneck erinnern? Schon in den letzten fünfzig Jahren hatte sich so viel geändert. Es würde sicher noch viel schneller weitergehen. Und sein Geschlecht würde nicht mehr dabeisein. Zwanzig Jahre war er nun mit Margarethe verheiratet, und sie waren ohne Kinder geblieben. Niemand da, der den Namen weitertragen konnte. Die Bastardkinder seines Onkels Thomas zählten ja nicht. Der Schwan würde davonfliegen, sterben.

Sterben. Sein Seelenheil war das einzige, was ihn wirklich interessierte. An Gottes Tafel würde zählen, was er in diesem Leben vollbracht hatte. Gott war nicht König Artus, ihn interessierte kein Lohengrin.

Er war von Anfang an dabeigewesen. Auf dem Reichstag Kaiser Karls V. in Worms hatte er ihm Februar 1521 die Reichslehen empfangen und die Diskussionen um die Lehre des Doktor Martin Luther miterlebt. Es ärgerte ihn bis heute, daß er nicht mehr in Worms war, als Luther im April selbst dort erschien, um seine Thesen zu verteidigen. Danach war er auf der Wartburg versteckt gewesen: auch diese war mit seinem Geschlecht verbunden, denn die Landgrafen von Thüringen war einst dem gleichen Haus entsprossen wie die Rienecker. Besonders wenn er sich auf Schönrain aufhielt, dachte er daran, denn Ludwig der Springer selbst hatte damals das Kloster gegründet. Intensiv hatte er sich mit den Schriften Luthers auseinandergesetzt, und am liebsten hätte er gleich zu Anfang alle Pfarrer, die er einzusetzen

hatte, auf die neue Lehre verpflichtet, wie es etwa der Graf von Wertheim tat. Aber da waren noch seine beiden Onkel, Thomas vor allem, der in Köln erbittert gegen jede Änderung kämpfte. Der Schlag hätte ihn getroffen, wenn sein Neffe in Lohr einen "evangelischen" Pfarrer eingesetzt hätte. Inzwischen war der Onkel allerdings schon so alt und klapprig, daß der Schlag nicht mehr viel ausmachen würde - keinem von beiden.

Es hatte also warten müssen. Die Ereignisse im Krieg gegen die Bauern machten ihn dann auch etwas vorsichtig. Offenbar verstanden manche unter "Freiheit" mehr, als ihm selbst lieb war. Er hatte rigoros durchgegriffen, manche berechtigten Forderungen aber auch anerkannt. Zum Glück hatte Luther schnell klargemacht, daß die "Freiheit eines Christenmenschen" nicht eine Umwälzung der bestehenden Ordnung bedeutete. Aber vorsichtshalber hatte er seinen Lohrer Bürgern für zehn Jahre ihre Privilegien entzogen.

Nach 1525 war dann die Reformation in fast ganz Franken ins Stocken geraten. Er hatte 1529 den Reichstag zu Speyer miterlebt, auf dem die evangelischen Stände gegen die Verordnung des Kaisers protestiert hatten, der scharf gegen Luthers Lehre vorgegangen war. Sie hatten eingewendet, daß es nicht Sache der Herrschenden sein könne, in Glaubensdingen zu entscheiden. Seitdem hatte die Anhänger der neuen Lehre den Namen "Protestanten" weg. Sie trugen ihn mit Stolz. Ein Jahr später war er in Augsburg zugegen gewesen, als Melanchthon die "Confessio Augustana" vortrug, die versöhnlich formulierten Grundzüge des erneuerten Glaubens. Der Kaiser hatte jedoch keinen Fußbreit nachgegeben, im Gegenteil. Doch er konnte sich nicht lange leisten, den evangelisch gesinnten Adel gegen sich zu haben, und in den nächsten Jahren hatte es im Glaubenskrieg so etwas wie einen Waffenstillstand gegeben. Vorletztes Jahr war es dann in Regensburg zu erweiterten Zugeständnissen gekommen, und im Augenblick sah es fast so aus, als könne sich die neue Lehre völlig durchsetzen, wenigstens da, wo man wollte. Viele Territorien und Reichsstädte hatten die Gelegenheit genutzt und reformiert.

Und nun war auch er so weit. Nicht nur daß die allgemeine Situation ihm erlaubte, zu reformieren: er war auch selber endgültig zu der Überzeugung gelangt, daß Luthers Lehre die richtige sei. Und er hatte endlich eine alte Furcht abgelegt: immer wieder hatte er überlegt, ob die Kinderlosigkeit vielleicht eine Strafe Gottes war, weil er "ketzerischen" Gedanken Gehör geschenkt hatte. Immer wieder schreckte er vor dem letzten Schritt zurück, um nicht etwa Gott noch mehr zu erzürnen. Inzwischen hatte er diese Gedanken jedoch überwunden. Es war nicht Gottes Art, so zu denken und zu handeln. Und selbst wenn: nach zwanzig Jahren Ehe ohne Kinder stellte sich kein Wunder mehr ein.

Im Sommer hatte er nach Wittenberg geschrieben, und die Wahl Luthers und Melanchthons war auf den 1519 geborenen Johann Konrad Ulmer gefallen. Heute also würde er kommen.

Philipp wendete sein Pferd. Der junge Prediger würde sicher gewaltigen Hunger mitbringen. Und auch er konnte ein zweites Frühstück vertragen.

Neuer Geist

"Na, die Renovierung hat sich ja gelohnt. Schön hast du's hier. Ich will hoffen, daß du mit den Rieneckern gut zurechtkommst. Sie sind schon ein eigenes Volk, anders als deine Lohrer. Mit denen hat man aber auch so seine Plage. Du als ehemaliger Schulmeister weißt das ja am besten. Und die Rienecker werden heilfroh sein, daß sie nun endlich wieder einen Pfarrer haben."

"Hoffe ich auch. Aber setz dich erst mal hin. Und dann könntest du mir eigentlich erzählen, wie die Sache um die Pfarrbesetzung hier in den letzten Jahren ablief. Für mich ging alles so schnell, und ich habe mich bisher um die Geschichte dieser Pfarrei gar nicht kümmern können. Und besser als du weiß doch niemand Bescheid."

Christoph Flohel, Sekretär des Grafen von Rieneck, lächelte. "Also gut. Außerdem hat es etwas mit meinem Geschenk für dich zu tun." Er wanderte in der Stube hin und her, begutachtete alles und erzählte dabei.

"Rieneck war ursprünglich Teil der Pfarrei Burgsinn. Burgsinn aber unterstand und untersteht dem Bischof zu Würzburg. Die Kapelle auf der Burg, also die im Hof, gehört dagegen zur Diözese Mainz. Warum diese Teilung praktisch mitten durch die Stadt verläuft, weiß ich nicht, niemand weiß das mehr. Ich habe im Archiv nachgeschaut, aber ich konnte keine Urkunde finden, die es erklärt. Du weißt, diese kirchlichen Organisationsformen sind sehr alt. Die Burgkapelle wurde wohl Mainz unterstellt, weil die Grafen ihre Burg und ihre Herrschaft viel stärker auf das Erzstift hin orientierten als auf Würzburg; mit Lohr war und ist das ja genauso. Aber verzeih, ich bin in diesem Punkt jetzt ausführlich geworden, als ich wollte. Doch ich stoße bei meinen täglichen Geschäften immer wieder auf so rätselhafte Verhältnisse, was einzelne Besitzungen und Rechte angeht, daß ich mir oft eine Menge Gedanken mache."

Er nahm einen Schluck. "1411 jedenfalls wurde Rieneck von Burgsinn abgetrennt. Womit wir bei meinem Geschenk wären." Er öffnete seine Tasche. "Hier, ich habe dir diese zwei Urkunden von 1411 abschreiben lassen. Heb sie gut auf, sowas kann man immer brauchen." Lorenz Wildner nahm das Geschenk freudig entgegen. Sogar Pergament hatte sein Gevatter Christoph genommen, nicht einfaches Papier. "Du kannst sie ja später in aller Ruhe lesen. Jedenfalls wird in ihnen festgestellt, daß Rieneck eigenständige Pfarrei wird. Thomas von Rieneck und Reinhard von Hanau hatten darum ersucht, weil die Einwohner sich darüber

beklagt hatten, daß in Rieneck zu selten Gottesdienst sei. Der Pfarrer von Burgsinn hatte keine Lust, öfter als bisher zu kommen, und sie hatten keine Lust, den weiten Weg nach Burgsinn zu nehmen. Die Schloßkapelle reichte der Gemeinde auch nicht aus. Pfarrer Friedrich Sigelin von Burgsinn stimmte zu, zumal er einen Teil der Einkünfte behielt, ohne dafür nun etwas tun zu müssen. Eigentlich hatte er schon Jahre zuvor versprochen, einer Abtrennung zuzustimmen, aber er zögerte die Sache immer wieder hinaus, weil er nicht auf die Einkünfte verzichten wollte. Jetzt aber mußte er nachgeben. Mainz stimmte der Sache zu, ein Teil der Stadt war ja Besitz des Erzbischofs, genauso von Hanau, und Bischof Johann von Würzburg konnte die Kapelle St. Georg dann endlich zur Pfarrkirche erheben. Und es hatten natürlich die Herren von Thüngen zustimmen müssen, denen Würzburg 1405 zusammen mit Burgsinn auch das Patronatsrecht über Rieneck als Lehen gegeben hatte. Und weil sie dieses Recht immer noch besitzen, gab es ja in den letzten Jahren so viele Schwierigkeiten."

"Versuchte der Graf eigentlich schon früher, auch in Rieneck die neue Lehre einzuführen, ich meine, gleich nachdem Ulmer nach Lohr gekommen war?"

"Freilich. Schon bald darauf hatte er den Thüngen geschrieben, sie sollten Peter Jesser veranlassen, die neue Lehre anzunehmen. Er hatte natürlich vorher mit Jesser gesprochen, und der wollte das ebenfalls, aber erlauben mußten es die Thüngen. Philipp besetzte zu dieser Zeit sogar die Schloßkapelle nicht mehr von neuem, um einen Konflikt zu vermeiden; er wollte nur noch einen, aber eben einen evangelischen Pfarrer, in der Stadt haben. Die Thüngen zögerten aber und redeten sich geschickt heraus. Sie hätten "zu wenig Verstand", um in einer Sache urteilen zu können, über die sogar auf Reichstagen immer wieder gestritten wurde. Und sie könnten nicht etwas erlauben, was wahrscheinlich dem Würzburger Bischof gar nicht gefallen würde. Bald nach dieser Sache starb aber Luther, und der Krieg des Kaisers gegen die evangelischen Stände begann. Diese Dinge weißt du ja. Über Philipp wurde die Reichsacht verhängt, der Kaiser drohte nach seinem Sieg, die Grafschaft als dem Reich verfallenes Gut einzuziehen, und er bot sie der Pfalz, Mainz und Würzburg zum Kauf an. Meine Güte, war das ein Hin und Her. Aber die hatten kein Interesse daran, für etwas zu bezahlen, was ihnen sowie gehörte bzw. über das sie als heimgefallenes Gut sowieso bald verfügen könnten. Und hätte man Philipp vielleicht aus dem Lohrer Schloß werfen wollen? Eine verrückte Zeit war das, und unser Herr hatte Wichtigeres zu tun, als sich mit den Thüngen herumzuschlagen. Zudem, du wirst es merken: Jesser hat natürlich unter der Hand ganz schön vorgearbeitet. Du wirst wenig Widerstand spüren."

Flohel stand wieder auf und lief umher. "Als Jesser dann um Ostern des letzten Jahres starb, nahm der Graf die Angelegenheit wieder auf. Er sprach sich mit Hanau ab und schrieb dann den Thüngen. Alles ging durch meine Hände, und ich kenne noch jeden einzelnen Brief. Er bat sie darum, einen Pfarrer "zur Verkündigung des reinen Worts Gottes und Reichung der Sakramente nach christlicher Ordnung dem armen Pfarrvölcklein zu Rieneck" zu senden. Erst einmal reagierten die nicht. Und dann starben Martin und Ludwig von Thüngen bald hintereinander, und jetzt mußte mit den Vormündern der jeweiligen Kinder verhandelt werden. Die getrauten sich nicht, etwas zu entscheiden, oder taten wenigstens so, und endlich verließ unseren Grafen die Geduld. Ich selbst habe dann heuer im Sommer mit Hanau geklärt, daß wir uns nach einem geeigneten Pfarrer umsehen wollten. Und den Rest weißt du ja."

"Meine Güte, wenn ich mich daran erinnere, wie der Graf mich damals rufen ließ. Ich dachte schon, er hätte sich über die Schulkinder zu beklagen. Als er mir vorschlug, Pfarrer zu werden, war ich wirklich mehr als überrascht. Jeder hatte doch erwartet, daß Georg Grimm, Ulmers Kaplan, für eine solche Stelle vorgesehen sei. Aber der hatte gezögert, und Ulmer wollte ihn auch nicht gerne gehen lassen. Zuerst mußte ich mich natürlich mit meiner Frau beraten. Sie kennt sich in finanziellen Dingen viel besser aus als ich. Ihre Hauptsorge war, was mit mir geschähe, wenn die Thüngen doch noch einen Pfarrer schicken. Der Graf hat mir aber dann versichert, daß ich dann die Schloßkapelle bekomme und dort wirken kann. Vielleicht wäre es ganz interessant, gegen einen altgläubigen Pfarrer anzutreten. Und dann wollte meine Frau natürlich noch eine bessere Wohnung. Der alte Pfarrhof war ja ganz verfallen; mich wundert, daß Jesser es überhaupt darin aushielt. Am wichtigsten aber war mir, erst einmal eine vernünftige Ausbildung zu bekommen. Leider wurde nur ein Schnellkursus daraus, nur drei Wochen hat mich der Graf bei Dr. Schnepf in Jena gelassen, um ein Examen abzulegen. Er meinte, ich hätte noch genügend Zeit, um mir in der Praxis das nötige Wissen anzueignen. Na hoffentlich. Ich wäre so gerne noch länger bei Schnepf geblieben. Du denkst sicher auch noch oft an die drei Monate, die er nach seiner Vertreibung aus Tübingen in Lohr bei Ulmer verbracht hat. Damals habe ich wirklich gelernt, was "Reformation" bedeutet. Gespannt bin ich ja auch, wer in Lohr an meiner Stelle Schulmeister werden wird."

"Ein Daniel Wirth hat sich beworben. Wir werden sehen. Aber nun bist du erst einmal hier, und die Wohnung des Schloßkaplans ist ja ganz nett geworden. Also kann es losgehen:

nächste Woche, am Donnerstag, dem 8. Oktober 1551, werden wir dich hier feierlich einsetzen."

"Gut. Bis dahin habe ich mich vollständig eingerichtet. Und ich hoffe auch, daß es mir gefällt. Aber eines muß dir klar sein: ich bin in Hammelburg geboren, ich habe in Wittenberg studiert, war so lange in Lohr, und ich bin erst dreißig Jahre alt. Ewig möchte ich nicht hier bleiben. Dafür ist mir der Ort zu klein."

"Warte ab, Lorenz. Mit dem neuen Beruf stehen dir viele Türen offen. Mach erst mal deine neue Türe zu, denn ich reite nun zurück. Ich hoffe, du wirst nächste Woche eine interessante Predigt liefern."

Schwanengesang

Sie ließ es sich nicht nehmen, all diese Briefe mit eigener Hand zu schreiben, auch wenn es viele waren. Der gesamte Hochadel des Reiches mußte benachrichtigt werden. Dieser Brief hier ging an Georg von Henneberg.

"Hochgeborener freundlicher lieber Herr und Schwager. Mit ganz bekümmertem traurigen Gemüt weiß ich Euer Liebden nicht zu verhehlen, daß der auch wohlgeborene, mein freundlicher lieber Herr und Gemahl, Philipp Graf zu Rieneck, am vergangenen Sonntag den dritten dieses Monats gegen Abend um 5 Uhr ungefähr sanftmütig und vernünftig von diesem Jammertal verschieden und verstorben; der liebe treue Gott wolle ihm und uns allen eine fröhliche Auferstehung gnädiglich verleihen Amen. Welches ich Euer Liebden als wohlgedacht meines lieben seligen Herrn Vetter kläglich mitteile. In Betrachtung, daß Euer Liebden wegen dieses meines lieben Herrn tödlichem Abgang neben mir ohne Zweifel ein freundliches Mitleiden tragen und haben werdet, und mich Euch in Freundschaft freundlich befohlen sein laßt, und tue hiermit Euer Liebden dem treuen Gott befehlen. Datum Donnerstag den 7. September 1559. Margarethe Gräfin zu Rieneck geborene Gräfin zu Erbach und Witwe."

Gestern, am Mittwoch, hatte sie ihn begraben. Ulmer hielt die Totenmesse. Seitdem schrieb sie meistens.

Um ihre materielle Zukunft machte sie sich keine Sorgen. Philipp hatte gut vorgesorgt; freilich standen auch hier noch einige Kämpfe mit den weiteren Erben bevor. Sie wußte, die folgenden Tage würden schwierig werden. Mit Philipp war der letzte der Grafen von Rieneck gestorben, seine Grafschaft stand zum Verteilen an. Wie die Geier würden sie sich auf den Besitz stürzen. Als vor ein paar Jahren das Gerücht aufgekommen war, Philipp sei gestorben, hatte sie das schon miterleben können.

Die ersten kamen am Neunten. Sie wies die Vertreter des Mainzer Erzbischofs ab. Sollten sie mit ihrem Bruder Valentin verhandeln. Sie wollte von Geschäften noch nichts wissen. Die Mainzer verpflichteten in den folgenden Tagen die Lohrer Untertanen auf den neuen Herrn. Vorläufig nur, denn 30 Tage lang war sie noch die rechtmäßige Nachfolgerin Philipps. Dann erschien Georg von Isenburg als Vertreter seines Vaters Anton. Am liebsten hätte sie ihn gleich zum Teufel gejagt: Anton von Isenburg war einer der Haupterben, vor allem was Philipps persönlichen Besitz anbelangte, und er hatte es nicht nötig gefunden, zum

Begräbnis zu erscheinen. Er könne nicht so schnell reisen. Nichts als eine faule Ausrede. Sie hatte inzwischen erfahren, daß Antons zweite Frau, diese unsägliche Bauerntochter Katharina Gumpel, krank war. Wie auch immer, es spielte das alles keine Rolle mehr.

Georg hatte aus Gelnhausen einen Notar mitgebracht, und zusammen mit seinen Sekretären reisten sie in den folgenden Tagen nach Schönrain, Rieneck, Wildenstein und zurück nach Lohr und verzeichneten in den dortigen Schlössern alles, was an beweglicher Habe vorhanden war. Danach legten sie es Margarethe zur Kontrolle vor, denn die Hälfte gehörte ihr. Dann würden sie eine Abschrift für den Isenburger anfertigen.

Sie las alles genau durch, Schritt für Schritt ging sie mit durch all die Räume, die ihr aus 36 Jahren Ehe vertraut waren. Die Räume der Burg Rieneck: auch wenn sie schrecklich altmodisch war: an ihr hing der Name des Geschlechtes, und sie war immer gerne dort gewesen. Seit 1489 Mainz seinen Burganteil an Rieneck auf Wiederkauf verkauft hatte, war die Burg so gut wie ganz wieder in den Händen der ursprünglichen Besitzer; die Hanauer Rechte an der Burg waren bis zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft, sie interessierten nicht einmal die Hanauer selbst sonderlich. Philipps Stube, die Kammer daneben: das Bett mit Himmel und dem Wappen Rieneck - Erbach, es war ein Hochzeitsgeschenk ihres Vaters gewesen. Die grünen Vorhänge. Den Stoff dazu hatte sie in Frankfurt gekauft. Und was sie alles in der Truhe gefunden hatten: an die Bankbezüge erinnerte sie sich, aber daß darin auch die alten Meßgewänder des Grafen Thomas lagen, hätte sie nicht gewußt. Ob sie diese Ulmer schenken sollte? Aber der trug ja so was nicht. In der Sakristei der Burgkapelle lagen noch fünf vergoldete Silberkelche. Zwei davon würde sie nehmen und einen dem Rienecker Pfarrer Grimm schenken, den anderen aufheben. Drei Fässer mit Urkunden und Akten waren auch noch dort, zu treuen Händen hinterlegt, wie der Amtmann sagte. Flohel sollte dafür sorgen, daß sie den Eigentümern zugestellt wurden. Die Waffen: dreizehn einfache Harnische, ein paar Hellebarden und Hakenbüchsen: sie würde das auf Schönrain bringen lassen, wer weiß, wofür man es noch brauchen konnte. Die gesamte Lohrer Rüstkammer sollte Anton gehören. In der Hofstube ein Tuch mit vier Bildern von Philipps Ahnen: sie würde sicher einen guten Platz dafür finden. In der Torstube eine kleine Truhe mit den Urkunden über die Kirche: Georg Grimm sollte sie zu sich nehmen. Die Fischpfanne aus Messing in der Küche wollte sie nach Schönrain holen, dort fehlte ihr noch eine. Das Vieh: ihren Teil würde sie verkaufen, auf Schönrain stand genug. Das Geflügel würde sie dem Amtmann schenken. Aber die vielen Vorräte und all das, was aus der diesjährigen Ernte noch zu kommen hatte. Bis das alles verkauft war. Und alles andere: Betten, Tücher, Bänke, Geschirr! Sie hoffte, daß der Erzbischof, der auf die Burg einen Amtmann setzen wollte, ihr

möglichst viel abkaufen würde. Zu einem vernünftigen Preis. Philipps Grabmal würde nicht billig werden. Ob Anton wohl viel abholen würde oder genauso verkaufen wollte? Ihr grauste davor, die Teilung durchzuführen. Besonders bei den wertvolleren Sachen würde Anton sicher versuchen, sie zu übervorteilen. Gut, daß ihr Bruder da war. Und Christoph Flohel. Niemand kannte sich in allen geschäftlichen Dingen besser aus als er. Der Tod seines Herrn hatte ihn beinahe ebenso hart getroffen wie sie. Nicht nur, weil er sich nun nach einer neuen Stellung umsehen mußte. Wäre der Erzbischof schlau, würde er ihn in seinen Diensten behalten. Aber dafür wußte Flohel wohl zu viel.

Am 3. Oktober erschien Daniel Brendel von Homburg dann selber und nahm die Huldigung in Lohr, dann in Langenprozelten, Rieneck und Frammersbach entgegen. Margarethe war überaus zufrieden, als ihr berichtet wurde, er habe den Einwohnern versprochen, sie bei ihrer Religion zu belassen und auch bei den alten Privilegien. Der Erzbischof ließ schnell und effektiv arbeiten: bald wußten alle Leute, die zu dem Teil der Grafschaft zählten, die Lehen von Mainz war, daß sie den Lehensherrn der Grafschaft nun als ihren direkten Herren zu betrachten hatten und Amtsleute eingesetzt würden. Wer Lehen von Rieneck getragen hatte, empfing sie nun von Mainz.

Am 16. Oktober trafen sich alle Erben bzw. deren Unterhändler in Lohr. Wer in den letzten beiden Generationen in die Familie eingeheiratet hatte, war da. Ihre Mienen waren gespannt und hoffnungsfroh, bis sie sagte: "Die Schulden betragen 16 460 Gulden." Und die Gesichter wurden immer länger, als sie Flohel vorlesen ließ, was Philipp ihr als Eigenbesitz an Bargeld, Grundbesitz und Einkünften hinterlassen hatte. Sie konnte in den Gesichtern lesen, was sie dachten: der Graf hatte angesichts dessen, daß er ohne leibliche Erben war, anscheinend recht munter drauflosgewirtschaftet. Was auch den Tatsachen entsprach. Er hatte aber immer Grenzen eingehalten.

Am nächsten Tag besprachen sich die Erben untereinander, dann trafen sie sich wieder mit Margarethe. Der Vertreter der Grafen von Schönburg - Glauchau brachte gleich vor, daß seine Herren um einen Grad entfernter mit Rieneck verwandt seien als die Isenburger und die Schwarzenberger und verschwand. Die anderen erklärten, sie müßten erst Rücksprache halten und reisten ebenfalls ab. Der Graf von Schwarzenberg kam nie wieder.

Am 25. Oktober traf wenigstens Georg von Isenburg wieder in Lohr ein, aber er hatte auch nichts Erfreuliches zu vermelden. Sein Vater Anton ließ ausrichten: man solle doch sehen, ob nicht doch noch mehr Eigentum als angegeben vorhanden sei, und es sollten die noch zu

erwartenden Zahlungen genau erfaßt werden. Innerhalb eines Monats würde er dann Bescheid geben, ob er die Erbschaft annehme oder nicht. Inzwischen solle man die fahrende Habe teilen und auf die Ronneburg schaffen.

Jetzt reichte es Margarethe. "Georg, ich kenne dich lange genug. Ich habe dir die Nase geputzt und die Hosen strammgezogen, wenn es sein mußte. Ich weiß, du kannst nichts für das, was dein Vater jetzt fordert. Ich hoffe nur, daß du dich für ihn schämst." Der junge Graf schwieg. "Philipp war der beste Freund deines Vaters. Sie haben so viel gemeinsam unternommen, und auch ich war oft dabei. Hunderte von Briefen könnte ich dir zeigen, die sie gewechselt haben. Es ist nicht zu glauben, was jetzt vorgeht. Noch auf dem Totenbett hat er an ihn gedacht. Es freute ihn, daß sein Besitz durch den Übergang an seinen Vetter wenigstens zum Teil zusammengehalten würde. Und ihr macht wegen dieser paar Schulden ein solches Getue. Sicher, 16 000 Gulden sind keine Kleinigkeit, aber ihr seid reich genug, und ihr erbt nicht wenig, und nach meinem Tod, den ihr hoffentlich noch erwarten könnt, bekommt ihr auch noch Schönrain mit seinen Zugehörungen. Überleg mal, was die Leute sagen, wenn es heißt: der Rienecker war so verschuldet, daß die Erben die Erbschaft abgelehnt haben. Das schadet nicht nur dem Namen Rieneck, das schadet auch euch! Man weiß doch genau, wieviel Gutes Philipp deinem Vater getan hat. Und jetzt weigert sich der, ein paar Schulden zu bezahlen. Ganz schön kleinlich, werden sie sagen. Und sie werden denken: in der Hölle soll er's büßen, dem Namen Rieneck so eine Schande zu bereiten. Ich muß die Schulden nicht übernehmen, dafür hat Philipp gesorgt. Dann müssen die Gläubiger eben sehen, wo sie bleiben. Ich gebe zu, die Schulden sind nicht gering, langfristig werdet ihr aber mit der Erbschaft auf alle Fälle Gewinn machen. Daß Schönburg und Schwarzenberg nicht annahmen, kann ich verstehen: ihnen war aber auch kein Besitz zugesagt worden. Aber ihr! Am liebsten möchte ich tot umfallen und mich gleich zu Philipp legen. Dann hätte ich wenigstens meine Ruhe. Geh jetzt. Und wenn dein Vater die Annahme verweigert, dann werde ich schon noch Mittel und Wege finden, um Rache zu nehmen. Und wenn ich eines Tages Schloß Schönrain über meinem Kopf anzünde."

Zwei Tage später kam aus Büdingen die Zusage. Margarethe übertrug Anton noch einen Teil der ihr zufallenden Außenstände, dann packte sie und zog auf Schönrain.

Mitte des nächsten Jahres war Philipps Grabstein fertig. Im Oberteil symbolisierten zwei schlafende Putten den Tod, zwischen ihnen stand das rieneckische Wappen, darüber der Schwan in der Grafenkrone.

Wenigstens er würde weiterleben. Wenige Jahre vor seinem Tod hatte Philipp noch dafür gesorgt. Name und Wappen sollten an die Grafen von Hanau gehen, so hatte er beschlossen. dazu die Lehen, die er vom Reich selbst trug, also die Zolleinnahmen. Er wußte, daß der halbe Schwan der Hanauer auf eine Verwandtschaft zurückzuführen war, er konnte aus seinen Archivalien auch entnehmen, wie oft es zwischen den beiden Geschlechtern zum Streit gekommen war. Aber vorbei war vorbei, und die gemeinsame Lehre Luthers hatte ihn Hanau auch wieder nähergebracht. Kaiser Karl V. hatte 1556 die Zusage erteilt, im Juli 1599 hatte Philipp, schon vom Tod gezeichnet, von dessen Bruder und Nachfolger Ferdinand die Bestätigung erbeten. Ob Ferdinand wohl noch an seinen Besuch in Lohr 1522 dachte? Philipp hatte ihr oft davon erzählt, und es hatte ihm gefallen, daß Ferdinand so beeindruckt war, als ihm klar wurde, daß der Schwan der Rienecker sich auf ihre Abkunft von Lohengrin bezog. Nun, in diesen Jahren waren die alten Geschichten wieder einmal recht beliebt gewesen, wohl weil man fühlte, daß diese Zeiten mehr denn je entglitten. Dummerweise hatte Philipp von Hanau die Bestätigung von 1556 vergessen, und Ferdinand hatte darauf bestanden, diese zuerst beizubringen. Als ihr Mann dann gestorben war, hatte Mainz protestiert. Dem Erzbischof ging es dabei lediglich um die Reichslehen, am Schwan war ihm nichts gelegen. Margarethe war sicher: Lohengrins Schwan würde weiterschwimmen. Bis er eines Tages endgültig davonziehen würde: die Sinn wie die Kinzig hinunter, den Main entlang, in den Rhein, zur Gralsburg. Nach Avalon.

Nachwort

Geschichte in Geschichten: ein problematisches Unternehmen. Leicht entsteht der Eindruck, solche Geschichte(n) sei(en) nichts als reine Fiktion. Wenn jedoch die reale Geschichte wissenschaftlich aufgearbeitet ist,* dann darf ihr zur breiteren Wirkung die fiktionale Geschichte zur Seite treten, die einen Teil der schweren Historie zur leichteren Historia, zur Erzählung werden läßt. Und für diese dürfen Erich Kästners Worte gelten: "Wahr ist eine Geschichte dann, wenn sie genau so, wie sie berichtet wird, wirklich hätte passieren können." Folglich sind alle wichtigen Ereignisse dieser Geschichten wahr bzw. legitime These des Historikers, sind belegt und nachprüfbar. Aber ob Emma wirklich die Treppe hinunterfiel, ob ein Schwan mit einem vergoldeten Schnabel, wie er für den hanauischen Hof bezeugt ist, jemals auch an einer rieneckischen Tafel serviert wurde: dies und ähnliches, es hätte (nur) sein können.

Dr. Theodor Ruf

* Theodor Ruf: Die Grafen von Rieneck. Genealogie und Territorienbildung. 2 Bände, Würzburg 1984 (Mainfränkische Studien 32 / I und II); vgl. auch Verf.: Die Schöne aus dem Glassarg. Schneewittchens märchenhaftes und wirkliches Leben. Würzburg (Königshausen & Neumann) 1994.

Bilderläuterungen:

1. Titelbild

Siegel Ludwigs III. von Rieneck, 1258 Oktober 29 (Hauptstaatsarchiv München, Würzburger Urkunde 5351). Dieses Siegel zeigt zum ersten Mal den Schwan als Helmzier.

2. Innentitel

Siegel Reinhards von Rieneck, 1518. Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Urkunde Weltlicher Schrank 44/85 1/2.

3. Zu Text : Weitreichende Heirat

Spiegelkapsel (Frankreich, Anfang 14. Jahrhundert): Minneszene mit Falke. London, Victoria and Albert Museum, Inv.-Nr. 219-67. Der Falke gilt als Symbol der Liebe.

4. Zu Text: Vom Rhein an die Sinn

Heinrich von Veldeke. Große Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse) fol. 30r; entstanden kurz nach 1300. Veldeke, geb. um / vor 1140 / 50, gest. vor 1205 / 10, einer der wichtigsten Dichter des 12. Jahrhunderts, stand in engem Bezug zum Haus der Grafen von Loon; mehrere seiner Werke wurden von ihnen gefördert. Sein Wappen ist in den loon - rieneckischen Farben Gold und Rot gehalten. Nicht auszuschließen ist, daß er auch die Burg Rieneck einst besuchte.

5. Zu Text: Kloster mit Aussicht

Ältester erhaltener rieneckischer Grabstein: Anna von Sponheim, gest. 5. August 1311, erste Frau Ludwigs V. d. J. von Rieneck - Rothenfels. Links das rieneckische Wappen mit dem Schwan als Helmzier, rechts Sponheim. Kloster Schönau an der Saale, Mönchschor.

6. Zu Text: Schwanenritter

Herr Hiltbolt von Schwangau. Große Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse), fol. 146r; entstanden kurz nach 1300. Hiltbolt von Schwangau ist zwischen 1221 und 1254 urkundlich bezeugt, als „Minnesänger“ schrieb er verschiedene Gedichte. Das Geschlecht nennt sich nach den Burgen Vorder- und Hinterschwangau in der Nähe von Schwangau bei Füssen, dort, wo ab 1832 König Maximilian II. von Bayern Hohenschwangau und ab 1868 sein Sohn Ludwig II., der „Märchenkönig“, das Schloß Neuschwanstein baute. Die Herren von Schwangau trugen den Schwan im Wappen wie als Helmzier. Name und Wappen stehen wohl kaum in einem Bezug zur Schwanenritter - Geschichte; die genaue Herkunft ist unklar. Allerdings gibt es eine Erzählung, nach der Karl der Große dem Ritter Driant, der in einem von einem Schwan gezogenen Nachen über den Alpsee gekommen sei, mit Schwanstein belehnt habe; diese Geschichte dürfte aber jüngeren Datums sein und den Lohengrin - Stoff rezipieren (R. Knussert, Das Füssener Land in früher Zeit, Kempten 1955, S. 97 f.). Die bayerischen Könige nehmen jedoch im Zeichen der Romantik den Lohengrin - Stoff wie die gesamte mittelalterliche Dichtung begeistert auf; zahlreiche Bilder in Hohenschwangau und Neuschwanstein zeugen davon. Hinzu kommt die Verehrung Ludwigs II. für Richard Wagner und seine Oper „Lohengrin“ (1850). Es paßt somit besonders gut, daß der Ort „Schwangau“ diesen Bezug verstärkt, wenn auch eigentlich zufällig.

7. Zu Text: Kriegslist

Heinrich von Veldeke, Eneas - Roman, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Ms. germ. fol. 282. Abbildung von fol. 46r: Zweiter Sturm auf Montalban unter der Führung von Turnus und Camille. Diese Handschrift des wohl wichtigsten Werkes von Veldeke ist um 1220 / 1230 entstanden. In der Forschung ist strittig, ob die in ihr zahlreich auftauchenden Wappen und Helmzierden Phantasieprodukte sind oder sich auf reale Vorlagen beziehen; letzteres ist zumindest bei einigen Wappen und Helmzierden nicht völlig auszuschließen. Der rot - weiß geteilte Schild des links unten stehenden Ritters erinnert jedenfalls an den der Grafen von Rieneck, und auf fol. 59r erscheint gar ein Ritter mit einem Windrad auf dem Helm, wie es als rieneckische Helmzier vor dem Schwan belegt ist. An gleicher Stelle befindet sich auch ein Ritter mit einer Helmzier, die vielleicht als Vogelflügel, eher aber als Schwan zu deuten ist.

8. Zu Text: Der Anfang vom Ende

Die Siegel der Kontrahenden: a) Ludwig V. d. J., 1331 Mai 2; Hauptstaatsarchiv München, Mainzer Urkunde 670. b) Ludwig IV. d. Ä., 1319 Februar 28; a.a.O. Würzburger Urkunde 6386. c) Heinrich III., 1331 April 5, Stadtarchiv Lohr, I A 1.

9. Zu Text: Aus und vorbei

Die Grabmäler der Grafen Gerhard V., gest. 1381, Pfarrkirche Grünsfeld, und Ludwigs VI., gest. 1408, Pfarrkirche Lohr. Gipsabgüsse des Gerhard - Grabmals von 1991 bzw. 1994 befinden sich im Spessart - Museum Lohr und im „Dicken Turm“ der Burg Rieneck.

10. Zu Text: Mogelpackungen

Die Stadt Lohr 1591. Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Risse und Pläne XI / 3a. Am Mainufer sind Schiffsbauer zu sehen. Auf solchen Kähnen wurden wohl auch Holz, Kohlen u. ä. nach Würzburg transportiert. Auf der gegenüberliegenden Mainseite zeigt die Karte große Holzstapel.

11. Zu Text: Bruderkrieg

Grabmal Philipps I. d. Ä. (gest. 1488) und seiner Frau Amalia von Mosbach (gest. 1483) in der Pfarrkirche Grünsfeld.

12. Zu Text: Seel - Sorge

Porträt des Grafen Thomas von Rieneck, um 1530. Wallraf - Richartz - Museum Köln, WRM 371.

13. Zu Text: Neuer Geist

Burg und Ort Rieneck zwischen 1583 und 1601. Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Risse und Pläne XI / 34. Nördlich der Burg ist die Flurlage „Am Heimarts“ eingezeichnet. Dies dürfte der Ort sein, wo sich die Siedlung „Hemmingeshus“ befand: Am 22. März 800 schenken der Priester Waldiperaht und seine Vettern, die Priester Albwin und Heimberaht, unter dem Vorbehalt der lebenslänglichen Nutzung ihr Eigentum zu „Hemmingeshus an der Sinn“, und zu Aschfeld und zu „Niwihem“ (unbekannt) an das Kloster Fulda. Seit wann und wie lange „Hemmingeshus“ existierte, ist unklar. Vielleicht wurde der Ort aufgelassen, als man ca. 1.5 km weiter die Burg Rieneck anlegte. (E.E. Stengel, Urkundenbuch des Klosters Fulda, Marburg 1956 - 58, S. 379 Nr. 265. Ein verkürzter Text der Urkunde ist auf das Jahr 790 datiert, doch beruht dies höchstwahrscheinlich auf einem Irrtum. Die Datierung 800 ist auf alle Fälle vorzuziehen.)

14. Zu Text: Schwanengesang

Oberteil des Grabmals von Philipp III. von Rieneck, gest. 3. September 1559. Pfarrkirche Lohr.